Staatl. Bibliothek
Regensburg

Paed. 515

III
48. 5.

Zeitvertreib

und

Unterricht

für Kinder

vom zehnten bis vierzehnten Jahre

in

kleinen Geschichten, Gesprächen und Erzählungen.

Fünftes und letztes Bändchen.

Leipzig,
bey Weidmanns Erben und Reich. 1785.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Inhalt.

I. Der astrologische Esel . . S. 1

II. Der böse Nachbar, als ein Exempel zu Josephs Worten: ihr gedachtets böse zu machen; aber Gott gedachte es, gut zu machen. . 10

III. Fortsetzung. . 16

IV. Wie klein und geringe oft die Dinge seyn können, die einen erschrecken, und zu fürchten machen? . . 24

V. Etwas, das ich noch nicht nenne. . 29

VI. Das Echo. . 36

VII. Aedle Thaten. Eine äußerst schlechte That. 42

VIII. Das väterliche Testament für die beste That. 46

IX. Wer hat die beste That gethan? . 52

X. Noch eine ädle That. . 55

XI. Belohnung ädler Thaten. . 61

XII. Wenn du reich bist; so laß auch das geringste nicht umkommen. . . 66

XIII. Wie unglücklich Kinder sind, welche abergläubische Aeltern haben? ⸗ S. 72

XIV. Das empfindliche Kind. ⸗ 83

XV. Mosis Schwester. ⸗ 90

XVI. Fortsetzung. ⸗ 97

XVII. Der Kasualtag. ⸗ 101

XVIII. Fortsetzung. Reise nach der Roßtrappe. 108

XIX. Fortsetzung. ⸗ 115

XX. Fortsetzung. ⸗ 122

XXI. Reise nach dem Kessel der Bode, der nicht zufriert, in dem kalten Winter 1784, am 29sten Jänner. ⸗ ⸗ 130

XXII. Fortsetzung. ⸗ 137

XXIII. Fortsetzung. ⸗ 145

XXIV. Fortsetzung. ⸗ 152

XXV. Die Mücken. ⸗ 161

XXVI. Fortsetzung. Mückenstachel und Flügel. 168

XXVII. Die Geburt der Mücken. ⸗ 175

XXVIII. Fortsetzung. ⸗ 182

XXIX. Es ist ein großer Fehler, wenn Kinder alles wissen, und sehen wollen — alles in Händen haben, und alles kosten. ꞏ S. 190

XXX. Schlechte Sitten bey Tische. ꞏ 198

XXXI. Das liebe Brod. ꞏ 206

XXXII. Wunderbare Vermehrung des lieben Brods. 214

XXXIII. Kraft und Wohlthätigkeit desselben. 225

XXXIV. Was alles dazu erfordert werde, ehe wir Brod kriegen? ꞏ 233

XXXV. Das Saamenkorn; der Keim, die Pflanze, der Kornhalm. ꞏ 240

XXXVI. Der Kornhalmknoten, und die Aehre. 248

XXXVII. Daß die Menschen viele Künste von den Thieren gelernt haben. Der Biber. 256

XXXVIII. Fortsetzung. ꞏ 263

XXXIX. Fortsetzung. ꞏ 270

XL. Das kann ich schon. ꞏ 278

XLI. Das kann ich nicht. ꞏ 285

XLII. Das brauch ich nicht. = S. 295

XLIII. Fortsetzung des 39sten Stücks; von den Künsten der Thiere. = 301

XLIV. Fortsetzung. = 308

XLV. Fortsetzung. = 315

XLVI. Fortsetzung. = 321

XLVII. Das Hühnchen im Ey. = 327

XLVIII. Fortsetzung. = 334

XLIX. Fortsetzung. = 343

L. Wie gut es sey, ein Hemde zu haben? 354

LI. Wie viel dazu erfordert werde, ehe wir ein Hemde kriegen? = 358

LII. Fortsetzung. = 366

LIII. Fortsetzung. = 371

I.

Der astrologische Esel.

Was ist das für ein Ding, der astrologische Esel? fragte Ferdinand seinen Lehrer. Wie kömmst du darauf, erwiederte der? „J! Vater sagte gestern: es hätte einmal ein Esel die Astrologie besser verstanden, als ein Astrologe. Sie waren ja dabey Herr Liebreich, wie das gesprochen wurde. Ich konnte Sie nur nicht gleich fragen.“

Ja! ja! ich besinne mich, mein Ferdinand! Ich will dirs sagen. Es war eine kurzweilige Historie. „Sagen Sie mir nur

erst, was die Astrologie ist? Ist denn das was anders, als die Astronomie, oder Sternkunde, davon uns der liebe Bode in Berlin so viel schönes sagt?«

Ja wohl ist es das. Die Sternkunde ist eine vernünftige Wissenschaft, da man mit Hülfe der Sehröhre oder Perspektive, die Weite, die Größe, die Bewegung und Laufbahn der Sterne und anderer Himmelskörper entdeckt, daß man Sonnen- und Mondfinsternisse vorhersagen kann, und es so weit gebracht hat, daß man ordentliche Himmelskarten gemacht hat, und da oben so gut zu Hause ist, als auf der Landkarte von Europa.

»Aber die Astrologie, Herr Liebreich?«

Das ist eine abergläubische Wissenschaft, die sonst vor ein paar hundert Jahren sehr Mode war; aber auf lauter Betrügereyen herauslief. Da gab man vor: man könne aus

der

der Betrachtung der Sterne wissen, wenn diese oder jene Sterne zusammen kämen, und dann just in der Stunde einer geboren würde, was er künftig in seinem Leben für Schicksale haben würde: ob er glücklich oder unglücklich seyn würde? Ja! man wollte daraus sogar prophezeyen, was es für Wetter seyn würde.

„J! das ist ja doch wohl Thorheit und Alfanzerey?“

Weiter nichts, als das, lieber Ferdinand! Leutebetrügerey, wie die Chiromantie, da man den Leuten aus der Hand prophezeyen will, ob sie lange leben — ob sie Glück oder Unglück haben würden. Da sagen sie: jeder Mensch hätte drey Hauptlinien in der Hand: die Ehren- Glücks- und Lebenslinie. Wenn die brav durchkreuzt wären; so würde er viel Unglück an Ehre, in seiner Nahrung, an seiner Gesundheit und

Leben haben. Wenn sie aber hüsch gerade fortgiengen; so würde er Ehre, Glück und Segen haben — gesund seyn, und lange leben.

„O über die Possen! Da mag einer lange schöne gerade Lebenslinien haben; wenn er sich nicht in Acht nimmt; so wird ihm das wohl schwerlich was helfen. Oder wenn der Faullenzer nicht arbeiten will; so mag seine Glückslinie noch so gut seyn. Er wird doch kein Brod haben. Ha! ha! ha! Meynen Sie nicht auch so?“

Ja! das dächt ich auch, lieber Ferdinand! Gottlob! daß wir in unsren Zeiten über die Possen weg sind!

„Aber wie kam denn der Vater neulich Abend auf den astrologischen Esel? da er sagte: der sey klüger gewesen, als ein großer Gelehrter?“

Das will ich dir nun erzählen. Merke dir das fürs erste: die Thiere haben eine gewisse Vorempfindung, wenn es umwettern will. Wills gut Wetter werden; so sind sie lustig und fröhlich. Wills schlecht Wetter werden; so hängen sie die Ohren, oder, wenns Vögel sind; so machen sie ein besonderes Geschrey, oder geben sonst gewisse Zeichen von sich, daraus man das schließen kann, weil man Achtung darauf gegeben hat, und so nach und nach dahinter gekommen ist.

Den Hunden, z. E. murrt es gewaltig im Bauche, oder sie fressen Gras, wenns regnen, oder Wind entstehen will. Wenn die Schwalben niedrig fliegen; so ists ein Zeichen, daß die Luft noch regnigt und feuchte ist, weil sich die Fliegen und Mücken, die sich sonst gerne in der Luft aufhalten, niedergezogen, und an die Häuser gesetzt haben.

Darum pflegen auch dann die Schwalben immer dicht an den Häusern wegzuziehen. Wenn der Storch Junge hat, und anfängt sein Nest mit Mooß, und andern Dingen zu belegen; so wirds gewiß bald regnen. Ist es schönes helles Wetter; so wird der Laubfrosch in seinem Glase gewiß nicht unten im Wasser; sondern entweder auf seiner Leiter, oder am Glase sitzen. Wills aber umwettern; so schreyet er erst vorher, und gleich ist er herunter ins Wasser.

Thiere, und Vögel, die in ihrer Freyheit leben, haben noch eine stärkere Witterung vom Wetter. Selbst die Fische in Gräben und Teichen, springen aus dem Wasser hoch in die Höhe, wenn es anderes Wetter werden will.

„Die wissen das also gewiß besser vorher, als die Herrn Wetterpropheten, oder Astrologen? Aber darunter gehört doch wohl der

dumme

dumme Esel nicht mit? Warum mochte doch Vater dem die Ehre thun, und ihn den astrologischen Esel nennen?“

Das zielt auf eine artige Historie, die zugleich mit erzählt wurde. König Ludwig, der eilfte, in Frankreich war immer für sein Leben erstaunlich angst. Er hielt sich deshalb einen eigenen Sternpropheten, oder Astrologen, der alle Tage sagen mußte, was es würde für Wetter werden. Als er nun einmal auf die Jagd reuten wollte, mußte der Astrologus vorher nach dem Lauf der Sterne sehen. Der weißagte denn das schönste Wetter. Als der König vors Holz kam, wo die Jagd gehalten werden sollte; so begegnete ihm ein armer Kohlenbrenner mit einem Esel, mit Kohlen beladen. Den fragte der König: Landsmann! sollts heute wohl Wetter bleiben? O! geschwind zurück, sagte der, nach der Stadt zu. In wenig Stun-

den wird ein gewaltiges Gewitter kommen.

Der König lachte ihn aus, weil er seinem Astrologus mehr glaubte, als dem einfältigen Köhler. Er erfuhr es aber. Kaum war die Jagd angegangen; so wurde der ganze Himmel schwarz, und es entstand ein solches Wetter mit Bliz, Donner, Hagel, und Plazregen, daß alle Graben überliefen. Die Jäger und Bedienten verkrochen sich, so gut sie konnten. Der König aber rettete sich noch vorher durch sein gutes Pferd in das nächste Dorf, ehe das Wetter recht angieng.

Des andern Tages mußte der Köhler kommen. Guter Mann! fragte der König: von wem hast du denn die Astrologie gelernt? Astrologie — Astrologie, sagte der Köhler? Das versteh' ich nicht. „J! daß du mir gestern hast das Wetter vorhersagen können?“ So? das wars? Ja! das weiß ich nicht

von

von mir selbst. Ich bin mein Tage nicht in die Schule gegangen; hab' auch nichts gelernt. Ich halte mir aber einen besondern Propheten. Der sagt mir das Wetter allemal vorher. Und das muß richtig zutreffen.

Da wurde der König nur noch neugieriger. Wer ist das? Wo ist er? Den muß ich haben. »J! sagte der Mann: das ist mein Esel, den ich gestern vor mir hertrieb. Wills regnen; so ist er traurig, will nicht fort, hängt die Ohren. Will aber ein stark Gewitter kommen; so reibt er sich an allen Bäumen und Wänden, wie gestern. Ists nicht eingetroffen?«

Den Augenblick fort mit dem Astrologen, rief der König, und den astrologischen Esel an seine Stelle. Von der Zeit an hieß er der astrologische Esel.

I! das ist doch artig, sagte Ferdinand, daß die Thiere in manchen Stücken klüger sind, als die Menschen.

II.

Der böse Nachbar:

als ein Exempel zu Josephs Worten: ihr gedachtets böse zu machen; aber Gott gedacht' es gut zu machen.*)

Es war einmal ein armer Bauersmann, der sich gut und ehrlich ernährte. Durch seinen Fleiß bracht ers dahin, daß er sich ein Häuschen bauen, einige Stücken Vieh halten, und seinen Acker selbst bestellen konnte.

So weit alles gut. Aber er hatte einen bösen Nachbar, der auf ihn sehr neidisch wurde, und das alles, was dem fleißigen Manne

*) S. die Geschichte Josephs in Gesprächen für Kinder. S. 462.

Manne glückte, mit scheelen Augen ansahe. Der Neid trieb ihn zur Bosheit, daß ers gedachte, gegen den guten Mann recht böse zu machen. Das war der erste Punkt.

Weil er selbst nicht arbeiten wollte; sondern alles, was er noch hatte, in der Schenke durchbrachte; so konnte er auch nicht leiden, daß der fleißige Nachbar was vor sich brachte. Daher war er Tag und Nacht darauf bedacht, ihm allen ersinnlichen Tort zu thun.

Der gute Nachbar aber that ihm alles zu Liebe. Er borgte ihm Brodkorn, und allerley Hausgeräth, sagte auch wohl: lieber Nachbar! ich thue euch ja nichts zu Leide. Laßt uns doch in Friede leben!

Das half aber alles nichts. Er gedachte es immer böser zu machen. Das Brodkorn gab er ihm nicht wieder, und das geborgte Hausgeräth schlug er entzwey. Nun wollte

ihm der gute Nachbar auch nichts mehr borgen. War ihm das zu verdenken? Aber nun wurde auch der böse Nachbar immer boshafter. Hatte jener einen Zaun gepflanzt; des Nachts war er wieder niedergerissen. Sein Vieh vergab er ihm mit Gift. Nun aber kömmt erst das ärgste. Nach der Aernte konnte der gute Nachbar sein Korn nicht alles in der Scheune lassen, sondern mußt' es draußen an der Scheune, in einen Haufen bringen. Was hatte der böse Nachbar zu thun? Der lag des Nachts, und der Neid ließ ihn nicht schlafen. Er gedacht' es erst recht böse zu machen — stand auf, und steckte des guten Nachbars Kornhaufen an, daß ihm Haus und Hof -- er aber selbst mit, abbrannte. Das hieß denn wohl recht: er gedachte es böse zu machen.

Da könnt ihr denn leicht denken, liebe Kinder! daß sich der gute Nachbar sehr übel

gehabt

gehabt habe. Das schmerzte ihn am meisten, daß er nicht anders muthmaßen konnte, als daß es der böse neidische Nachbar gethan habe. Nur er konnte ihm nichts beweisen. Ach! sprach er: du lieber Gott! das ist hart: in einer Nacht Haus und Hof, und alles zu verlieren — und zwar durch die Bosheit und Neid eines einzigen Menschen? Doch du hasts gegeben. Dir will ich die ganze Sache befehlen.

Da denkt ihr aber wohl, ihr guten Kinder! der andere werde sich auch übel gehabt haben, daß er mit abgebrannt sey? Nichts weniger als das. Das war ihm eben recht. Im Hause hatt' er so nichts mehr; und nun konnt' er desto bequemer auf den Brand betteln.

So weit gieng nun das Böse, das dieser Mensch gedacht hatte, zu thun. Aber jetzt gebt Achtung, wie es weiter kam. Nun

folgt

folgt der zweyte Punkt: wie es Gott gedachte, gut zu machen.

Der gute Mann machte den Anfang, mit guter Leute Hülfe, den Schutt seines abgebrannten Hauses aufzuräumen, versetzte ein Stückchen Acker, und wollte sich nach gerade wieder ein Hüttchen aufbauen. Eines Abends, da es schon ganz dunkel war, kam er noch aus dem Steinbruche, und hatte Steine geholt. Als er da so stille vor sich hinfuhr, und sein Schicksal bedachte: sang er sich aus dem alten Liede: warum betrübst du dich, mein Herz? zu seinem Trost das Verschen: Ach Gott! du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich. Mein Vertrauen steht ganz zu dir —

Indem er so sang, und vor sich niedersahe; da blinkerte was im Wege. Er stieg ab, und nahms auf. Da wars ein sauberes Kästchen: ziemlich schwer. Er steckte es so

fort

fort in seinen Futtersack, und dachte: das hat gewiß die Herrschaft verloren, die vorher da mit vielen Pferden und Wagen beym Steinbruche vorbeyfuhr — willsts aufheben — wird wohl Nachfrage kommen. Vielleicht hat dir der liebe Gott dabey ein paar Thälerchen bescheert.

So dacht' euch der gute Mann, Kinder! Und das war der Anfang, wie es Gott gedachte gut zu machen. Aber die Geschichte ists werth, und nimmt ein so schönes Ende, daß ich sie diesen Abend unmöglich auserzählen kann. Ich würde sie, da es schon spät ist, abkürzen müssen. Und das wär' ewig Schade. Ihr müßt euch also bis Morgen gedulden.

Dabey aber muß ich euch noch eins sagen. Das trifft nicht immer so, daß ein abgebrannter Mann was findet, wodurch er mehr wiederkriegt, als er verloren hat. Got-

tes Vorsehung gehet oft andere Wege. Mancher kriegt gar nichts wieder, und es ist ihm das Unglück doch gut.

III.

Fortsetzung des zweyten Stücks.

Er war kaum mit seinem Kästchen ein paar hundert Schritte fort; so kamen schon ein paar Jäger in vollem Gallop hinter ihm her, und fragten sehr ungestüm, ob er nichts gefunden hätte? O ja! sagte der ehrliche Mann, ein Kästchen da im Wege. Den Augenblick her damit, schrieen diese! Das hat die Herrschaft verloren. Her! her! damit. Nur nicht lange gezaudert.

Nä! sagte der Bauer: das geb' ich so nicht weg. Da könnte mir viel abgefordert werden. Daran handelte er nicht einfältig.

Wie?

Wie? Das möcht ihr errathen, liebe Kinder! Ich wills, setzt' er hinzu, der Herrschaft wohl selber geben.

No! man geschwind, sagten die Jäger. Gleich spannte er seine Pferde aus, ließ den Wagen stehen, und ritt mit. Da kamen ihnen schon wieder ein Paar zu Pferde entgegen, die den andern nachgeschickt waren. Die sagten: die Herrschaft hielte da im nächsten Dorfe, und wartete mit großem Verlangen auf Nachricht. Das Kästchen ist da, riefen ihnen die ersten entgegen. Der Mann da! hats gefunden, und wirds gleich bringen. Wie ein Vogel waren die fort, und brachten der Herrschaft die froliche Post.

Die Herrschaft stand schon vor der Thür, und wartete auf die Ankunft des Mannes. Es war ein Graf und eine Gräfin, die am Hofe gewesen waren. In dem Kästchen mochten wohl für ein funfzigtausend Thaler Ringe,

Perlen, Juwelen, Uhren, und andere Kostbarkeiten seyn.

Als sie ankamen, stieg der Mann ab, und gieng gerade mit dem Futtersacke herein zu dem Grafen, und sagte: hier ist das Kästchen, wie ichs gefunden habe. Ich habs nicht angerührt. Bewahre mich Gott, daß ich etwas behalten sollte, was nicht mein ist!

Die Gräfin schloß es gleich auf, und es war alles drinn. Guter Mann! sagte der Graf: seyd ihr denn immer so ehrlich? Womit soll ich eure Treue belohnen? Ihr konntet ja damit in alle Welt reuten?

Ach! antwortete der brave Mann: vor wenig Tagen, war ich noch ein wohlhabender Mann — hatte mein Häuschen — hatte mehr Korn, als ich in der Scheune lassen konnte. Ein neidischer Nachbar steckte den Haufen draußen an. Da bin ich ganz, ganz abgebrannt, und nun wieder ein armer

Mann.

Mann. Aber ich hab' es Gott befohlen. Weiter kann ich nichts sagen — auch nichts verlangen.

Der Graf sahe die Gräfin an, und diese den Graf. Holt einmal, sprach er zum Kammerdiener, meine Geldchatoulle, und mein Schreibzeug aus dem Wagen. Als das kam, zählt' er den ganzen Tisch voll Goldstücken. Da sprach er, ehrlicher, aber unglücklicher Mann! da habt ihr fürs erste fünfhundert Thaler. Und nun will ich auch, an euren Herrn in eurem Orte, meinen Onkel, schreiben, daß ihr zwey Jahre von allen Abgaben frey seyn sollt.

Der Bauer stand starr und steif, und konnte nur so viel sagen: Herr Gott! das ist zu viel. Das kann ich nicht nehmen. Was sollt' ich mit allem dem Gelde machen? Da dächten die Leute wohl: ich hätts gestohlen. Ach gnädiger Herr! wollten Sie mir

so viel schenken, daß ich mir wieder eine Kuh kaufen könnte; so wäre ich wohl zufrieden. Die sollt ihr auch haben, erwiederte der Graf, und noch mehr dazu, sobald ich nach Haus komme. Aber dies, dies außerdem. Ihr verdient noch mehr mit eurer Ehrlichkeit. Greift nur sicher zu. Nehmts getrost hin. Es ist euer.

Er stand noch immer, und zitterte und bebte. No! sagt' er endlich: Gott! ich hatte dirs befohlen; aber hinnehmen wollt ers nicht. Da trat die Gräfin hinzu, schüttete das Geld in einen ledernen Beutel, nähete es selbst in seinen Futtersack; der Graf aber hieng ihm solchen über die Schulter. Und nun, sagt' er, in Gottes Namen fort! Meine Jäger sollen euch nach Haus bringen. Morgen wird sichs schon besser bauen lassen.

Wie der Mann Abschied nahm, könnt ihr denken, liebe Kinder? Vor Freuden

konnt'

konnt' er nicht reuten; sondern mußte beyher gehen — sprach auch unterweges kein Wort, als in eins weg das: Gott! du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich.

Als sie hinkamen bey dem Wagen; so wollte er die Jäger zurückschicken. Nein! sagten diese: wir haben Order, euch bis zu eurem gnädigen Herrn zu bringen. Und so giengs denn gerade nach dem Schlosse. Der Graf an dem Orte wunderte sich, wo noch so spät seines Neffen Leute herkämen. Da ihm aber der Bauer den Brief überreichte; so sagte er: Aha! so ist das, mein guter Mann! Ihr habt einen guten Fund gethan. Aber mein Neffe hats nicht gut gemacht, Zwey Jahre von Abgaben frey! Das ist was rechts. Das sollt ihr seyn. Aber wie wärs, wenn ich euch das Holz zu eurem Häuschen aus meinem Forste fahren ließe? Ach Gott! sagte der Bauer immer, und konnte sich nicht

besinnen, wo er war. O gnädiger Herr! sagt' er endlich: der Herr Graf hat mir fünfhundert Thaler gegeben — Hier in meinem Futtersacke — Heben Sie mirs doch auf bis ichs brauche. — Es möchte mir gestohlen werden — Das that der Herr.

Nun gieng der Bauer nach Hause; konnte aber die ganze Nacht nicht schlafen — dachte immer: wie es doch Gott schon in so vielen Punkten gedacht habe, gut zu machen.

Sein Bau gieng gut von statten. An die versprochene Kuh dacht' er nicht einmal wieder. Ohngefähr nach einem Vierteljahre, da die Ställe wieder aufgebauet waren; kam ein schwer beladener Wagen mit vier Pferden vor seine Thür — und zwey schöne Kühe hinterdrein.

Der Verwalter dabey fragte nach dem Bauer, und sagte: ihr denkt wohl, unser Graf habe die Kuh vergessen. Hier sind

zwey — sie konnten doch nicht eher kommen, bis die Ställe fertig waren. Und alles auf dem Wagen ist euer. Laßt man abladen.

Da war Hausgeräth, Lebensmittel, Speck, Schinken, Würste, Saatkorn, und hunderterley Gutes. Da verstummte der Mann abermal.

Aber nun kömmt das Beste. Der böse Nachbar konnte nirgends bleiben, weil ihn jeder für den Mordbrenner hielt. Krank und elend kroch er herum, bis er endlich vor des guten Mannes Thür kam, und bettelte. Ach Gott! sagte der: seyd ihrs, Nachbar? O! es jammerte ihn. Denn er hatte ein Josephs Herz. Kommt herein, sagt' er: alles vergeben — alles vergessen. So deinen Feind hungert — da setzt euch hin, und eßt was.

Das rührte den Bösewicht so sehr, daß er auf die Knie fiel — alles gestand, und herzliche Besserung versprach.

Wollt ihr das halten, sagte der andere; so behalt' ich euch in meinem Brode? Ich brauche jetzt so Hülfe. — Das that er — arbeitete fleißig, und wurde ein guter Mensch.

Nun frag' ich euch, liebe Kinder! ob Gott gedacht hat gut zu machen?

IV.

Wie klein und geringe oft die Dinge seyn können, die einen erschrecken, und zu fürchten machen.

Ich bin gar nicht dafür, wenn man recht drauf sinnt, wie man andere will zu fürchten machen, welche keine Gespenster glauben. Das kann mannichmal die traurigsten Folgen haben. Denn dabey können die Umstände ganz anders seyn, als wenn sichs

sichs nur so von ohngefähr zuträgt, daß einem im Finstern was begegnet, worüber man sich erschrickt.

Ich war, erzählte mir mein Freund — ein gelehrter Naturkündiger, der gewiß nicht furchtsam war, in einem sehr bekannten großen und räumlichen Hause, verspätete mich gegen die Herbstzeit in dem Garten, bis es bald finster wurde, und die Thür, welche nach dem Hofe zugehet, von den Leuten schon verschlossen war. Ich mußte mich also bequemen, einen andern Weg zu nehmen, der durch eine Treppe über viele Gallerien und Kornboden nach dem Hause führte. Doch war mir der Weg sehr wohl bekannt. Ich gieng in Gedanken, ohne alle Furcht, obgleich ehemals der Wirth des Hauses im Wasser bey dem Garten verunglückt war. Daran dacht ich aber mit keinem Gedanken.

Als ich über die erste Gallerie weg war, kam ich auf den längsten Boden, den ich nicht absehen konnte. Hier waren die Fenster verpackt, und alles stockfinster. Ich gerade vorwärts.

Bald am Ende schimmerte das Licht durch das eine offen gelassene Fenster. Da erblickte ich ohngefähr drey Schritt vor mir eine stehende Mannsperson im Oberhemde; aber ohne Kopf. Dies machte mich stutzig; doch ohne Furcht. Die Manschetten konnt' ich deutlich sehen. Ich dachte gleich: da steckt was anderes dahinter.

Indem ich das so dachte, fiengen sich die Arme mit den Manschetten an, zu bewegen, und oben auf den Rumpf kam ein Kopf mit ein Paar hellen feurigen Augen, die mich erschrecklich anschielten. Gleich rief ich: wer da? Keine Antwort. Ich rief noch einmal — denn ich hatte nichts in der Hand — da

antwor-

antwortete eine hohle Stimme: äh! äh! Weiter nichts. Und nun erblickte ich auch unten vor den Füßen des Dinges ein Paar erschreckliche Augen.

Ein jeder setze sich in meine Stelle, was er würde gethan haben? Zurück wollt' ich nicht, weil ich mich schämte. Ein Paar Schritt gieng ich zurück, griff mit den Händen unter dem Dache herum, ob ich nicht was erwischen könnte? Zu meiner größten Freude fand ich einen alten Besen. Gleich giengs auch drauf los.

Hatt' ich mich aber nicht erschrocken; so erschrack ich mich erst. So wie ich den Schlag nach dem Weißen that; so fuhren auch von unten und oben die hellen feurigen Augen über mich her. Ich fühlte Füße, und wäre um ein Haar zurück geschlagen. Nun entstand erst neben mir ein Spektakel, daß

ich

ich dachte: alle böse Geister aus der Hölle, wie die Leute sagen, wären los.

Was mag das nun wohl gewesen seyn? Ich dächt', ihr lieben Kleinen! thätet euch zusammen, und suchtets zu errathen. Es waren so kleine und geringe Dinge, vor denen man am Tage, oder im Hellen nicht einen Schritt zurückgegangen wäre.

Aber ich muß es man sagen. Der Mann mit dem Oberhemde war ein hoher Kinderstuhl, auf welchem ein Hemde hieng. Natürlicherweise hatte er keinen Kopf. Daß er aber einen mit feurigen Augen kriegte, machte der Hund, der an dem Stuhle sich aufrichtete, die Manschette zaußte, und dadurch die Katze, die vorher auf dem Sitze saß, auf die Lehne trieb. Als ich drauf losschlug, sprangen Hund und Katze über mich her. Das war die ganze Geschichte.

V.

Etwas, das ich noch nicht nenne.

In der ganzen Natur, liebe Kinder! ist keine Sache so merkwürdig; so wunderbar; so nothwendig, und nützlich, als die, welche ich euch jetzt beschreiben will. Nennen mag ich sie noch nicht. Ob ihr wohl von selbst drauf kommt?

Es ist eine Sache, die ihr nicht sehet, aber doch fühlet, und welche die erschrecklichsten Wirkungen hervorbringen kann. Ich darf nur ein Schnupftuch nehmen, und damit vor eurem Gesichte herunterschlagen; so weht euch was an, und doch seht ihr nichts.

Es ist dies die einzige Sache, ohne welche ihr auch nicht eine Minute leben könnt. Andere Dinge sind auch nothwendig zum Leben: als Essen, Trinken, Schlafen; aber über diese geht gar nichts. Die können wir

keine

keine Viertelstunde — und wie gesagt: keinen Augenblick entbehren; so sind wir weg. Ja! wir sinds nicht allein, die ohne dies Ding nicht leben können: keine einzige lebendige Kreatur kann es: kein Vogel, keine Maus, keine Fliege — nicht einmal eine Käsemilbe.

Was ist sonderbarer, als daß man diese Sache nicht sehen, nicht schmecken, nicht riechen; aber doch fühlen, und mannichmal hören kann? Eine Sache, die so besondere Eigenschaften hat, muß doch wohl an sich höchst sonderbar und bewunderns würdig seyn.

Ich muß euch davon erst noch mehr sagen, ehe ich sie euch nenne. In dieser einzigen Sache schwimmt die Erde, wie ein Fisch im Wasser, und alle die großen und prächtigen Himmelskörper: Sonne, Mond, und Sterne. In dieser einzigen Sache sind, als in einer unendlich großen Vorrathskammer,

mer, alle die Dinge vorhanden, welche der Erde Fruchtbarkeit und Gedeyen geben müssen. Wolken, Winde, Regen, Gewitter, Blitz und Donner, Dünste, Nebel, Regenbogen, Hagel, Schnee, Reif — alles das ist in dieser einzigen Sache beysammen.

Ohne sie könnte kein Vogel fliegen, kein Schiff über die Weltmeere hinsegeln, kein Mensch gehen, stehen und sich bewegen. Denn Jeder trägt davon, wenigstens ein Paar Zentner auf sich, ohne es zu fühlen. Wenn nicht in uns die Lungen, und ihre Bewegung, das Gegengewicht hielten; so würden wir wie ein Taschenmesser zusammenklappen.

Ohne dies Ding kann kein Feuer brennen, und kein Blasebalg in der Küche seine Dienste thun. Ohne dies Ding könntet ihr mit eurem Blaserohr, wie ihrs nennt, keinen Sperling schießen. Ohne diese Sache

würde

würde keine Glocke gehört werden, keine Uhr schlagen, kein Ding in der Welt schwer, oder leicht seyn.

Es kommen in dieser einzigen Sache so viele Räthsel zusammen, daß man sie kaum alle auflösen kann. Diese Sache nimmt alles von der Erde an, und giebt ihr alles wieder. Sie ist das einzige Erhaltungsmittel des Lebens, und sie bringt auch Pest und Tod, wenn sie vergiftet ist, und Menschen oder Thiere durch sie das Gift bekommen. Ja sie ist die Ursach des Erdbebens, und hebt das Meer aus seinen Ufern. Bloß durch sie entstehen die Feuerspeyenden Berge.

Ohne dieses wunderbare Ding würde auch keine einzige Pflanze wachsen, kein Korn reif werden, kein Baum Blüthen und Früchte tragen. Durch dasselbe wird der Wachsthum und die Fruchtbarkeit befördert. Jeder Mensch, jedes Thier, jede Pflanze hat

davon so viel bey sich, als sie zu ihrer Gesundheit und Erhaltung bedürfen. Diese darf keins derselben verlieren; sonst ist der Zustand schlecht, und es erfolgt Krankheit und Schwäche.

Der menschliche Verstand hat verschiedene Instrumente erfunden, dadurch man die Eigenschaften dieses sonderbaren Dinges hat kennen gelernt. Dahin gehört die Pumpe mit der gläsernen Glocke, die Windbüchse, und dergleichen mehr. Die Barometer, und Thermometer, dadurch man 24 Stunden vorherwissen kann, was es für Wetter werden wird. Nichts aber ist poßierlicher, als die Windbüchse, da man mit einer Pumpe an eine aufgeschrobene kupferne Kugel so oft auf- und niederstoßt, bis nichts mehr hinein will. Dann schraubt man die Kugel an eine ordentliche Flinte, die mit Schroot, oder einer Kugel, aber ohne Pulver, gela-

den ist. Sitzt denn da ein Sperling; so halt ich hin, drücke ab. Bauz! ist er auf eine unsichtbare Art herunter. Bloß durch dies Ding, das ich euch bisher beschrieben habe.

Da ihr neulich Abend euch so sehr wundertet, wie ich, ohne daß ihr was sahet, einen blechernen Kasten über eine Bouteille hielt, denselben zustopfte, und in ein Thürmchen von Pappe setzte, und nachdem ich oben an das Thurmknöpfchen ein elektrisches Fünkchen brachte, den Thurm mit einem starken Knalle, und herausfahrenden Flamme, über den Haufen warf; so muß ich euch sagen, daß dies auch das wunderbare Ding zuwegebrachte. Denn es nimmt alles an, was ihm mitgetheilt wird; also auch brennbare Theile. Und wenn sich die entzünden; so reißt es alles entzwey, zündet alles an, und thut erstaunliche Dinge, die wir kaum

begrei-

begreifen können. So entstehet der Blitz. Durch diese Sache brüllet der Donner, bebt die Erde, zerreißen die Berge, und speyen Dampf und Feuer aus.

Ja! da steht ihr, und seht mich alle an. Wundert euch nur recht. Es ist die allergemeinste und bekannteste Sache, die wir täglich fühlen, aber drüber weg sehen, und nicht achten. Die einzige Sache, in der alle diese tausend, und aber tausend wunderbaren Eigenschaften vereiniget sind. — Und was ist sie? Könnt ihrs rathen? Es ist — No? wer weiß es?

Es ist die Luft.

VI.

Das Echo.

Die Luft, Kinder! die ihr habt kennen gelernt, ist ein rechter Hexenmeister. Sie macht so viel Hokus pokus, als der künstlichste Taschenspieler kaum machen kann. Sie macht Dinge, die kaum zu glauben sind. Da sagen denn die Einfältigen, und Abergläubigen: das geht nicht von rechten Dingen zu, und bringen gleich den Teufel, und die Hexen mit ins Spiel.

Ohne Luft, wißt ihr schon, kann kein Schall entstehen, oder gehört werden. Wenn unter einer gläsernen Glocke auf der Luftpumpe die Luft herausgezogen ist, daß sie ganz leer geworden; so ist das ein Luftleerer Raum. Da mögt' ihr denn lange darunter eine kleine Pistole abfeuern; sie würde doch nicht knallen. Und wenn kleine Glöckchen geläu-

geläutet werden; so werdet ihr nicht das geringste von Schall hören. Ist das nicht artig?

Wenn aber auf dem Thurme eine große Glocke geläutet wird; wie brummt das nicht? Wie weit kann man den Schall hören? Wenn eine Kanone losgebrennt wird; wie knallt das? Und wenn ein starker Donnerschlag geschiehet; wie rollt; wie knattert; wie brüllt das nicht so lange nach; wie oft wiederholt sich der Schall nicht, und das ist der Wiederschall der Luft.

Davon muß ich euch ein lustiges Geschichtchen erzählen. Ich wohnte ehemals außerhalb der Stadt. Meine Wohnung lag so, daß hinter derselben die Harzgebirge, vor derselben aber noch Berge waren. An einem schönen Sommerabend lag ich oben auf meiner Stube im Fenster, und sahe einigen Kindern zu, die munter auf dem Berge herum

um spielten. Ein Paar Jüngelchen riefen sich immer laut einander zu, wenn sie sich versteckt hatten. Was sie aber riefen: z. E. Hier bin ich? Wo bist du? Ha! ha! ha! das wurd' ihnen alles laut und deutlich nachgesprochen. Und das poßierlichste war: bald in der, bald in jener Ecke.

Die Kinder achteten erst nicht drauf. Hernach aber merkten sie es. Wenn du so willst, sprach der eine Knabe, und mir alles nachkäkelst; so mag ich nicht mehr. Was ist das für ein Verstecken? J! sieh doch, sagte der andere; du machsts ja eben so, und rufst mir alles nach.

Darüber stritten sie sich ein langes und breites. Jeder sagte: er hab' es nicht gethan. Laß uns alle, sagte der eine, hier zusammentreten, und dann rufen. Das thaten sie. He! wo bist du? — bist du? riefs wieder nach. Was soll das? — soll

das? riefs wieder. Dummer Junge! rief einer. — Junge — sprachs wieder vor ihnen.

Harre! sagten sie. Da hat sich gewiß ein Junge hinter dem Berge versteckt, der uns vexiren will. Den wollen wir kriegen. Und nun giengs, hinter dem Berge herum. Je mehr sie aber schryen; desto mehr rief das unsichtbare Ding nach.

Darüber wurden die Kinder angst, und fiengen sich an zu fürchten. Ich hatte im Fenster meine große Lust dran. Endlich kamen sie so nahe, daß sie mich mit der weißen Mütze sehen konnten. Sieh doch, sagte einer zu dem andern: da oben sitt he ja, dei uns sau nakäkelt. Wat sall en dat? — sall en dat — riefs weit hinter dem Hause nach. Da wurden sie wieder irre.

Ich konnts nicht mehr mit ansehen, daß sie sich so ängstigten; sondern gieng zu ihnen

herunter. Kinderchen! sagt' ich, was habt ihr denn vor? Wer thut euch denn was? „J! da käkelt uns einer nach, alles, was wir sprechen.“ Ihr denkt wohl: ich sey es gewesen. Nein ich bins nicht. Tretet alle her bey mich. Nun will ich einmal da gegen die Berge rufen: Wer ist da? — ist da? riefs deutlich nach. „Da hören sies ja, sagte der eine Knabe? Wenn wir den Jungen nur kriegen könnten?“

Liebe Kinder! sagt' ich: das ist die Luft, die euch nachspricht, und eure Worte wiederholt. Wo keine Berge sind, da geschieht es auch nicht. An den Bergen stoßt sich die Luft von eurem Rufen, und prellt eben so zurück, wie sie angeschlagen ist. Daher repetirt sie auch eure eigene Wörter, die ihr gesprochen habt. Es ist das Echo, oder der Wiederschall. Es ist keiner da, der euch vexirt. Das könnt ihr mir glauben. Wenns

donnert;

donnert; so ists nur ein Schlag, wenn das Gewitter nahe ist. Ists aber etwas weiter; so wiederholt sich der Schall unzählige mal an den Wolken, Klippen und Bergen. Daher rollt er so entsetzlich. Und das ist nichts anders, als das Echo.

Die Kinder sahen mich groß an, und fiengen nun erst frölich an zu rufen. Echo — Echo — sprachs nach. Antworte mal — te mal. Christian — stian. Hanne — anne. Wer bist du — bist du? Holla — olla. Und so giengs wohl noch eine Stunde fort.

Ich habe euch lange keinen so vergnügten Abend gehabt, als diesen Echoabend.

VII.

Aedle Thaten. Eine äußerst schlechte That.

In dem strengen und kalten Winter 1784 ist viel gutes; aber auch viel böses geschehen.

Mitleidige Menschenfreunde haben die darbende Armuth erquickt, wie ein sanftlauer Thauwind den Schnee zerschmelzt.

In ganz Deutschland hat sich nicht leicht ein Mann so thätig erwiesen, als der, hierdurch allein unsterbliche, Consistorialrath Sintenis zu Zerbst. Wie ein Engel Gottes das Wasser im Teiche zu Bethesda bewegte; so bewegte er alle Herzen durch seine Fürsprache für die Armen. Zwey Predigten brachten ihm tausend Thaler, und für fünfhundert Thaler Holz konnte er noch außerdem für die Armen anschaffen.

Das waren aber auch Predigten, die vom Herzen zum Herzen giengen. Kein Menschenherz, das nur noch einiges Gefühl hatte, konnte widerstehen.

In einer Woche ist das zu Stande gekommen, was in vielen Jahren nicht möglich gewesen war.

Nimmermehr wäre das Gute an diesem, und an so vielen andern Orten zu Stande gekommen, wenn nicht Gott durch die Natur selbst, und durch den strengen Winter, die Menschen dazu aufgefordert hätte.

Allein es sind auch eben so schlechte und unädle Thaten geschehen.

An einem Orte war ein Vater gegen seine drey Kinder so grausam, wie kein Löwe und Bär seyn können.

Sie waren von sechs bis acht Jahren; das kleinste aber noch nicht dreye.

Er hätte sich, und seinen Kindern wohl Holz und Brod schaffen können, wenn er nicht so lüderlich gelebt, und Lust gehabt hätte, zu arbeiten. Gutherzige Nachbarn, und mitleidige Freunde hätten ihn nicht verlassen, wenn er sie angesprochen, und sich nicht durch sein schlechtes Leben schon verhaßt gemacht hätte.

Die Mutter dieser Kinder war einige Zeit vorher gestorben. Jetzt lebte er mit einer andern lüderlichen Weibsperson, und gab ihr alles hin, was er den Kindern hätte geben sollen.

Die Kinder waren ihm nun immer im Wege. Kam er nach Haus; so schryen sie nach Brod, und waren von Kälte starre.

Das machte den Unmenschen so desperat, daß er sich solche vom Halse zu schaffen suchte. In der größten Kälte sperrte er sie in eine dumpfige Kammer unter der Erde ein, ließ

ihnen ein Paar Stückchen hartes Brod, und setzte ihnen einen Eimer voll Wasser hin. Nun gieng er fort, und ließ die Kinder da in dem Elende sitzen.

Das Wasser frohr gleich ein. Das Brod konnten sie nicht genießen. Ihre Glieder wurden bald starre.

Da wimmerten und jammerten denn die armen Würmer so lange, als sie Kinnbacken, Mund und Zunge noch regen konnten.

Gegen Abend hörten es die Nachbarn erst, brachen die Kammer auf, und fanden einen Anblick, den ich nicht beschreiben kann.

Das Kleine war in seinem Unrath jämmerlich verschmachtet. Die andern beyden dem Tode nahe. Doch wurden sie noch gerettet.

Das war ein Vaterherz? Wozu kann nicht ein lüderliches Leben — Faulheit und Wollust — den Menschen bringen?

VIII.

Das väterliche Testament für die beste That. *)

Es war einmal ein reicher Vater, der hatte drey Söhne. Sein Vermögen theilte er unter diese drey vollkommen gleich, daß einer so viel bekam, als der andere.

Doch gefiel es ihm noch einen kleinen kostbaren Schatz von Juwelen, als einen Nothpfennig für sich zurück zu behalten, der wohl eben so viel werth seyn mochte, als der Theil des Vermögens, den ein Jeder schon erhalten hatte.

Diesen, sprach der alte Vater, soll derjenige unter euch, meine Söhne! zum voraus haben, welcher binnen Jahresfrist die beste, die ädelste That verrichten wird.

Geht

*) Aus dem Leipziger Wochenblatt für Kinder 4ten B. S. 126 mit einigen Veränderungen.

Geht nun auf Reisen. Wendet euer Geld gut an. Sammlet euch nützliche Kenntnisse. Reiset mit offenen Augen, daß ihr die Welt, und die Menschen: Künste, Wissenschäften, Tugenden und Laster, kennen lernet. Hütet euch aber, daß ihr die ädle Zeit nicht ungenutzt vorbey gehen laßt. Ein Jahr ist bald hin. Hütet euch, daß ihr euer schönes Vermögen, das ich euch sauer erworben habe, zu eurem eigenen Besten gebraucht; nicht aber euch durch Wein, Spiel, oder in den Gesellschaften lüderlicher Weibspersonen, aus den Händen reißen laßt. — So sprach der Greis.

Die drey Söhne reisten ab, und nahmen sichs recht vor, sich einander an ädlen Thaten zu übertreffen. Das Jahr vergieng, und sie kamen wieder.

No! mich soll doch selbst wundern, wer die beste That wird verrichtet haben?

Der

Der Vater freuete sich, daß er die Wiederkunft seiner Söhne erlebt hatte. No! so sagt denn an, sprach er: wer unter euch die beste, die ädelste That gethan hat, und wem ich also das Uebrige meines Vermögens werde mit Freuden geben können?

Der älteste fieng also an: ich war einmal in einer ansehnlichen Stadt bey einem vornehmen Herrn, der mich sehr wohl leiden mochte. Herr! sagt er: ich muß auf ein Paar Monat verreisen; ich sehe ihn aber für einen ehrlichen Mann an. Darum will ich ihm in der Zeit mein ganzes Haus, Haab und Gut, Wechsel und Gelder anvertrauen. Als er wieder kam, gab ich ihm alles getreulich wieder. Ich hätte, dächt' ich, dabey recht ädel gehandelt.

Der andere sprach: Ich fuhr einmal über einen See. Da fiel das einzige Kind einer Wittwe unbedachtsamerweise ins Wasser.

ser. Ich, da ich schwimmen konnte, gleich hinter her, und zog es glücklich wieder heraus. Das war doch noch mehr werth, als Juwelen und Diamanten.

Der dritte und Jüngste wollte erst nicht mit der Sprache heraus. So furchtsam war er, weil ihn die andern mit verächtlichen Augen ansahen, und bey sich selbst dachten: der wirds gewiß nicht gethan haben.

Hebe doch an, sprach der Vater: ich muß euch alle drey hören. O! erwiederte der: ich habe nichts sonderliches gethan. Doch will ichs erzählen.

An einem gewissen Orte war ich in einem vornehmen Hause sehr wohl gelitten. Es hatte sich aber auch in eben diesem Hause ein Smarotzer, mit Namen Stax, eingeschlichen, der aller Tugend und Ehrlichkeit Spinnefeind war. Dieser Mensch suchte mich

auf alle ersinnliche Art zu verkleinerst, anzuschwärzen, und alles mögliche Böse von mir zu reden. Es gieng so weit, daß er mir Schuld gab: ich hätte die Kammerjungfer bereden wollen, die Geldschatulle des Herrn aufzubrechen, und mit mir durchzugehen.

Dies schmerzte mich gewaltig, und ich dachte schon auf Mittel, wie ich mich an ihm rächen wollte. Eines Abends gieng ich vors Thor in ein kleines Lusthölzchen, um mir die Grillen zu vertreiben. Da hört' ich in dem Gebüsche ein klägliches Geschrey. Ich gleich hin, und sahe einen Menschen, der sich mit seinem Pferde herumtummelte, und in dem einem Steigbiegel hieng. Das Pferd schleppte ihn in den Büschen herum, und hatte ihm Kleid und Gesicht jämmerlich zerrissen.

Ich war so glücklich, das Pferd beym Zügel zu ergreifen, daß es stehen mußte.

Hierauf

Hierauf band ich es an einen Baum vest, und suchte den Verunglückten loszumachen. Ich erkannte ihn sogleich für meinen abgesagten Feind, Stax; ließ mich aber nichts merken. Als ich ihn losgemacht hatte, konnt' er nicht aufs eine Bein treten. Denn es war über dem Knie morsch entzwey. Ich legte ihn aufs Gras, lief nach einer Quelle, holte meinen Huth voll Wasser, und wusch ihm das Gesicht ab. Da erkannte er mich, und verstummte über meine Gegenwart mehr, als über seine Schmerzen. Ich that, als ob ichs nicht merkte, hub ihn auf meinen Rücken, trug ihn ins nächste Haus vor der Stadt, ließ einen Wundarzt holen, und pflegte sein, so gut ich konnte. Nachher wurden wir die besten Freunde.

IX.

Wer hat nun unter diesen dreyen die beste That gethan?

Ich wünschte, daß alle gute Kinder, die dies läsen, sich hinsetzten, und selbst versuchten, ob sie wohl rathen könnten: wer die beste That gethan hätte? Wer es denn träfe, der würde sich doch freuen, wenn er hörte: daß der Vater eben so geurtheilt hätte.

Also der erste. Zu dem sagte der Vater: die That ist wohl gut, mein Sohn! aber was thatest du denn? nichts, als was du dem Herrn, und dir selbst schon schuldig warest? Wärest du mit dem Gelde durchgegangen; so verfolgten dich Steckbriefe. Deine Ehre, deinen guten Namen hättest du auf ewig verloren. Hättest du anders gehandelt; so mußtest du dich schämen. Denn ehrlich

seyn, ist ja schon Pflicht. Gut war die That; aber noch lange nicht ådel.

Zu dem andern sprach er: ich kann dir den Ruhm der Entschlossenheit und Menschenliebe nicht absprechen. Du konntest aber schwimmen. Würdest du wohl ins Wasser gesprungen seyn, wenn du das nicht konntest? Aedel kann ich deine That noch nicht nennen, ob sie gleich besser war, als die erste.

Du aber, sprach er zu dem dritten: du, mein Sohn! du hast die beste und ådelste That gethan. Du hast dich erstlich an deinem Feinde nicht gerächt, da er in deiner Gewalt, — da er unglücklich war, und sich nicht helfen konnte — du hast ihm sogar noch gutes gethan. Das war eine ådle That. Hier ist der Schatz. Brauch' ihn künftig zu mehr solchen ådlen Thaten.

Das war denn doch ein besserer Vater, als jener Polnische General, von dem neulich was in den Zeitungen stand. Dieser lebte mit einem andern Graf in so unversöhnlicher Feindschaft, daß sie sich beyde schon einigemal duellirt hatten. Da der König das fernere Duell strenge verbot; so wußte der erste nicht, wie er seine Feindschaft auslassen sollte.

Was hatt' er zu thun? Er kriegte seinen noch nicht zehnjährigen Sohn her, und sagte: daß der Graf sein Todfeind sey. Dieser, oder er selbst müsse sterben. Er sollte sich fleißig im Pistolenschießen üben, damit er gut treffen lernte. Das geschahe denn auch alle Tage, wobey zugleich dem jungen Gemüth der bitterste Haß gegen den andern eingeflößt wurde. Ich werde nicht ruhen, sprach der abscheuliche Vater, bis ich noch einmal an ihn gerathe. Sollt' ich denn im Duell

bleiben, so bist du mein Sohn nicht, wenn du meinen Tod nicht rächest. Darum lehr' ich dich schießen.

Wie gefällt euch dieser Vater?

X.

Noch eine ädle That.

Kinder! ich habe euch schon einmal den abscheulichen Aberglauben der Halloren und Fischer in Halle gesagt: daß sie einen Ertrunkenen, am Johannistage, oder vor Sonnenuntergang, nicht aus dem Wasser holen, wenn er auch könne gerettet werden. Bloß darum, weil sie sonst in ihrer Nahrung keinen Segen hätten, und der Wassernix auch was haben wollte.*)

Diesen Aberglauben hat nun der Professor Niemeyer, in einer eigenen Schrift so

*) im dritten Bändchen das 69ste Stück.

vernünftig widerlegt, daß es auch diese ungelehrten Leute verstehen können. Denn er hat ganz in ihrem Ton, und in ihrer Sprache mit ihnen geredet. Ich wünschte, daß ihr alle, die ihr euch vom Aberglauben befreyen wollt, diese schöne Schrift lesen möchtet.*) Eure Aeltern werden sie euch gerne kaufen. So lange ihr sie noch nicht habt, will ich euch daraus eine ädle That erzählen, wodurch der liebe Mann seine Landsleute und Mitbürger zu eben solchen ädlen Thaten, ihre unglückliche Brüder aus dem Wasser zu retten, bewegen will. Die Geschichte aber würde sehr verlieren, wenn ich sie nicht mit seinen eigenen rührenden Worten erzählen wollte.

„Es

*) Ueber den Aberglauben bey Ertrunkenen: eine Zuschrift an die Halloren und Fischer zu Halle: von A. H. Niemeyer. Halle. 8. 1783. Die Geschichte von dem braven Woltemade steht S. 33.

„Es lag ein großes Schiff völlig reisefertig nach Ostindien, auf dem Vorgebürge der guten Hoffnung, und wartete nur auf Wind. Statt dessen erhub sich ein fürchterlicher Sturm, der das Schiff mit allen, die darauf waren, in die Höhe warf, und wieder in die Tiefe hinabschleuderte. Die Ankerseile waren zerrissen, die Balken und Bretter zerschmettert, lautes Angstgeschrey und Wehklagen auf dem Schiffe: Jammern der Zurückgebliebenen am Ufer. Aber das war auch alles! Denn das Schiff war einige hundert Schritt entfernt, und die Wellen trieben so hoch, daß kein Schiffer es wagen durfte, sich mit dem Kahne darauf zu trauen, um die Menschen zu retten.“

„Da stand unter dem Volk Woltemade, ein Bauersmann, der nicht achtete des hohen Alters, darinn er war; — denn er war zwischen sechzig und siebzig; — der nicht achtete

tete der Gefahr, in die er sich stürzte; nicht achtete der Warnungen derer am Ufer. Der schwang sich auf sein Pferd, trieb es in die Fluth, arbeitete sich glücklich durch Sturm und Wellen, kam am Schiff an, und rief: „Muth! Muth! Muth! Vertraut auf Gott! Es ist noch Rettung möglich! Ich will thun, was ich kann! Am Schwanz meines Pferdes haltet euch fest! Nur um Gotteswillen nicht mehr, als zwey auf einmal!“ Da wagtens zweye, die am beherztesten waren, ergriffen den Schwanz des Pferdes, und Woltemade fort mit ihnen, durch Sturm und Wellen, und glücklich kam er ans Ufer! Aber das ist ihm noch nichts! Man will ihn aufhalten; man will ihn bewundern! Woltemade hat keine Zeit. Er schwimmt das zweytemal mit dem Pferde durch die Wellen, ruft wieder, wie vorher; zwey hängen sich an, und werden gerettet!“

„Nun

„Nun will ihn keiner mehr fortlassen; nun bittet man mit Thränen, sich nicht weiter zu wagen. Aber er hat das Schreyen der Verzweiflung auf dem Schiffe gehört; und das klingt noch immer in seinen Ohren. Er, ohne den Dank der Geretteten zu hören, wagts das dritt'- und viertemal; zwey halten sich wieder fest, und werden gerettet. So holt er das fünfte -- so bringt er das sechste — so rettet er das siebente Paar! Vierzehn Menschen, die er der Todesnoth entrissen hat, stehen nun um ihn! Alles Volk ruft: um Gotteswillen nicht mehr! Ihr sinkt; das Pferd sinkt! Laßt euch um Gotteswillen erbitten!“ Aber er kann den Anblick des Jammers nicht los werden, den er gesehen hat. Es stehen noch immer die Zurückgebliebenen, die die Hände nach Hülfe ausgestreckt haben, vor seinen Augen. Da ruft er: „großer Gott! du hast mich siebenmal

geret-

gerettet! Ich bete dich an! Hilf mir auch noch das achtemal!« Man will ihn mit Gewalt zurückhalten. »Laßt mich, ruft er: ihr habt das Elend auf dem Schiff nicht gesehen; ich hab' es gesehen! Laßt mich! der Schiffshauptmann ist noch im Schiff. Er hat ausgehalten bis hieher; hat alles lassen vor sich hergehn; hat allen Muth eingesprochen; ich muß ihn — muß ihn retten!«

»So geht er, arbeitet sich an das Schiff, in dem noch mehrere sind, als er gedacht hat! Jeder will gerettet seyn! Er fleht; er bittet: nicht mehr, als zwey auf einmal!« Aber drey springen in die Fluth, ergreifen Zügel und Schwanz des Pferdes. Das Pferd kann nicht mehr; die Last ist zu groß! Es sinkt, und mit ihm Woltemade! Man schreyt; man weint am Ufer! Umsonst! die Wellen verschlingen ihn, und Gott will ihm im Himmel gleich das Werk der Menschen-

schenliebe belohnen, das auf der Erde seinen Namen unvergeßlich machen wird.“

Das war denn doch eine überaus ädle That!

XI.

Belohnung ädler Thaten.

Ich hoff' euch, liebe Kinder! mit folgender Erzählung keine geringe Freude zu machen.

In Koppenhagen haben sich seit einiger Zeit verschiedene Menschenfreunde zusammengethan, und dahin vereiniget, daß sie ädle Thaten ganz geringer niedriger Menschen belohnen wollten: Handlungen, die ganz im Dunklen geschahen; die Niemand achtete, weil sie ganz niedrige Leute thaten; Handlungen, bey welchen diejenigen, welche sie tha-

ten, gar keine Hoffnung einiger Belohnung von Menschen erwarten konnten.

Eine dieser Zusammenkünfte, die alle Klubbs heißen, nannte sich die Königsklubb, und bat sich vom Könige die Erlaubniß aus, daß sie dürften für ädle Thaten ganz niedriger Menschen einige Belohnungen aussetzen. Sie erhielten sie.

Nun ernannten sie aus ihren Mitteln einige Commissarien, welche auf dergleichen ädle Thaten von Leuten niedriges Standes genau Achtung geben, darüber Protokolle führen, und zu seiner Zeit richtige Zeugnisse einbringen mußten. Von dem allen aber, wie die Commissarien dabey zu Werke giengen, und ihre Untersuchungen anstellten, durfte kein Mensch was wissen. Wie leicht hätte das sonst von schlechten gewinnsüchtigen Heuchlern gemißbraucht werden können!

Am

Am 29 Jänner des vorigen Jahrs kam die Gesellschaft dieser Menschenfreunde, als an des Königs Geburtstage, zusammen. Die Commissarien legten ihre Protokolle und Zeugnisse vor. Da diese in allen Stücken ihre Richtigkeit hatten; so wurden nun die ausgesetzten Belohnungen für ädle Thaten folgendermaßen zuerkannt.

Den ersten Preis von funfzig Thalern sollte diejenige Person haben, welche vom geringsten Stande wäre, und die ädelste That verrichtet hätte. Er wurde einem Soldaten zugesprochen, der die Kinder seines im Duell mit einem andern gebliebenen Kameraden zu sich genommen, und von seinem Sold mit ernährt hatte.

Der andere von dreyßig Thalern, einem Bürger, der einen aus Island mit fünf Kindern gekommenen, ganz fremden Mann, aufgenommen, und 22 Wochen unterhalten;

ja oft kümmerlich sein Bißchen Brod mit seinen Gästen getheilt hatte.

Der dritte von zwanzig Thalern einer Dienstmagd, die den Lohn ihrer schweren Arbeit zur Pflege ihrer alten Aeltern, davon eins eine Stiefmutter war, angewandt, und aus kindlicher Liebe sich oft die Nothdurft selbst abgebrochen hatte.

So schön und rührend dies alles war; so war es die Art der Austheilung dieser Belohnungen noch mehr. So bald einstimmig beschlossen war, daß diese Personen die Preise verdient hätten; so wurden gedachte drey Personen in Kutschen herbeygeholt. Ihre Verwunderung hätt' ich sehen mögen, da sie von nichts, von gar nichts wußten. Als sie ankamen, wurden sie auf den Saal geführt, und ihnen der oberste Platz angewiesen.

Hierauf wurde eine schöne Kantate aufgeführt. Alsdann trat einer auf, der eine kurze Rede hielt, worinn die Absicht eröffnet wurde, warum diese Personen wären hieher berufen worden. Nach der Rede wurden die Preise an die drey Personen ausgetheilt, die noch immer glaubten, daß sie im Traume wären. Bey einer guten Abendmahlzeit wurden der Belohnten Gesundheiten bey Pauken und Trompeten getrunken. Der erste Director der ganzen Gesellschaft eröffnete den Ball mit der Dienstmagd. Alles sahe mit großem Anstande zu, und die Freude währte bis an den Morgen.

Das heiß' ich doch noch belohnen!

XII.

Wenn du reich bist; so laß auch das Geringste nicht umkommen *).

Du kannst sparsam; aber doch zu ädlen Handlungen freygebig und wohlthätig seyn.

In einer ansehnlichen Stadt in Deutschland hatte das Straßenbetteln so überhand genommen, daß die Fremden auf den Gassen beynahe geplündert; die Einwohner aber in ihren Häusern sehr belästiget wurden.

Der Magistrat kam auf den sehr guten Gedanken: diesem Unwesen abzuhelfen, und von der Bürgerschaft eine freywillige Beysteuer, zur Erhaltung der Armuth, durch gewisse dazu beorderte Personen, einsammlen zu lassen.

Wer

(*) Aus dem Leipziger Wochenblatt für Kinder 4ter Band. S. 52. verändert.

Wer hätte nicht denken sollen, daß sie alle gern und reichlich würden gegeben haben, weil sie dadurch der Last der Hausbetteley mit einem male abkamen, und im Ganzen des Jahrs kaum die Hälfte von dem gaben, was sie sonst hatten geben müssen?

Allein die Sammlung gieng nicht sonderlich von statten. Die reichsten Bürger gaben das wenigste. Unter andern kamen sie in das Haus eines reichen Kaufmanns und Wechslers, wo Tag und Nacht die alten Thaler, Ducaten und Louisdore, klangen. O! dachten sie: hier ist nicht viel zu hoffen. Solche Leute wissen nicht, was Armuth ist. I! sagte der eine: wir müssen doch hereingehen.

Als sie herein kamen, hörten sie einen gewaltigen Lärm und großes Gezänke im Laden. Da stand der Mann, und lärmte — schmälte mit seinen Leuten ganz erschrecklich. Das muß was wichtiges seyn, dachten die

Sammler. Entweder sind da einige tausend Thaler gestohlen, oder es ist sonst großer Schaden geschehen.

Nichts weniger als das. Es war ein Bündel Schwefelfaden herunter gefallen, und zertreten. Darüber machte der Mann einen Lärm, als ob das Haus im Feuer stände. Das Gott erbarm! dachten die Sammler: was werden wir da für die Armen kriegen?

Indem blickte der Mann auf, und sahe sie mit dem Buche stehen. Was beliebt Ihnen, meine Herren, sagte er mit der freundlichsten Mine? Kommen Sie doch näher.

Es wird Ihnen, erwiederten diese sehr demüthig, das löbliche Vornehmen unsrer Obrigkeit wegen der Armen bekannt seyn, und wir sind dazu bevollmächtiget, alle Menschenfreunde und Wohlthäter zu ersuchen, solches nach Möglichkeit zu unterstützen.

So! so! antwortete der Mann. Das ist sehr gut. Ich habe schon davon gehört, und mich sehr darüber gefreuet. Die Last war auch fast gar nicht mehr auszustehen, zumal bey Leuten meines Standes, die ein offenes Haus haben. Kommen Sie, kommen Sie doch in meine Stube.

Da sahen sich die Leute einander an. Das war gar der Mann nicht mehr, wie vorher. Sie wundern sich wohl, sagte er: daß ich vorher, wie Sie gehört haben, mit meinen Leuten schmälte. Da hatten sie aus Unachtsamkeit nicht einmal wahrgenommen, daß ein Bündel Schwefelfaden zertreten war. Da würde es hübsch kommen, wenn man die Augen nicht allerwegen hätte. — Geben Sie ihr Buch her. Ich will mich gleich einschreiben.

Dies war in einem Augenblick geschehen, und er gab das Buch zurück. Die Männer

getraueten sich nicht gleich nachzusehen; sondern giengen stillschweigend fort. Auf der Straße fiengen sie an, laut zu lachen, und sagten unter einander: da werden wir was rechts gefischt haben? Der konnte kaum ein Paar Schwefelfaden missen!

Wie erstaunten sie aber, da sie ins Buch sahen: ich gebe zehn Ducaten. Sie wollten ihren Augen nicht trauen — lasen noch einmal: zehn Ducaten. Endlich sagte einer: wir müssen wieder hin. Der Mann hat sich in der Hitze verschrieben, und da hätten wir nur am Ende noch Verdruß.

Sie also wieder hin. Der Mann empfieng sie mit der vorigen Freundlichkeit. „Sie haben sich gewiß verschrieben?“ Weisen Sie doch her? Ja! wirklich auch. Es sollten nicht zehn, sondern zwanzig Ducaten seyn, und diese schrieb er auch gleich ein.

Die Sammler konnten sich vor Erstaunen kaum erholen. Da sagte der Mann: Sie wundern sich darüber, daß ich jetzt so viel gebe, da ich vorher, ihrer Meynung nach, kaum einen Schwefelfaden missen konnte. Sie irren sich. Auf die Kleinigkeit des Verlusts kömmts mir gar nicht an; sondern nur auf Sparsamkeit und Ordnung. Läßt man das erst im Kleinen unter den Leuten so einreißen; so wissen sie es bald groß zu machen. Ich gebe herzlich gern für die Armen, — werde mich auch noch zu mehreren verstehen. Dagegen aber lasse ich auch nichts umkommen, so klein es auch sey. Und dieser Ordnung und Sparsamkeit im Kleinen, hab' ich meinen ganzen Reichthum im Grossen zu danken.

Lehrreiches Beyspiel für Kinder, sich bey Zeiten zur Ordnung und Sparsamkeit zu gewöhnen! Denn wer das Kleinste und Gering-

ſie ohne Noth verderben läßt; der kann auch leicht im Großen ein Verſchwender werden.

XIII.

Wie unglücklich Kinder ſind, welche abergläubiſche Aeltern haben!

Wie glücklich ſeyd ihr, liebe Kinder! die ihr ſolche Aeltern habt, welche bey eurer Erziehung alle Sorge tragen, daß ihr nicht von dem Gift des Aberglaubens angeſteckt werdet! Erkennet ja dieſe Wohlthat recht ſehr, und bedauert die armen elenden Kinder, die oft durch die Schuld ihrer eigenen Aeltern, krank und ungeſund gemacht, ja wohl gar ums Leben gebracht werden. Ich will euch davon verſchiedene Exempel erzählen.

Das ist eine der abscheulichsten Wirkungen des Aberglaubens, daß er gar keine Mittel mehr gebraucht, wenn seiner Meynung nach bey einem Kranken solche Anzeichen des Todes da sind, welche er selbst erfunden hat. Und darüber müssen die Kranken denn hinsterben. Auf solche Art tödten viele Aeltern ihre Kinder.

Da lag einmal ein Kind krank in meiner Nachbarschaft, das die rothe Ruhr hatte. Anfänglich brauchten die Aeltern was, was ihnen dieser und jener gerathen hatte. Das Kind konnte durch ein Brechmittelchen, und andere Hülfe eines vernünftigen Arztes leicht gerettet werden, wie auch an andern Kindern geschahe, die eben diese Krankheit hatten.

Aber da hatte der Leichvogel auf dem Hause geschryen, worinn das Kind lag. Nun wars bey den Aeltern vorbey, und sie

brauchten gar nichts mehr. „Was sollen wir da noch Geld für Arzeneyen ausgeben, hieß es: unser Herr Gott hat unser Kind schon durch sein Vögelchen berufen und beschryen. Nun hilft alles nichts mehr.“

Man mochte ihnen vorstellen, was man wollte: daß wohl sonst die Heyden auf Vogelgeschrey geachtet hätten — daß das aber keine Christen thäten, die Gott und seine Vorsehung über das Leben der Menschen besser kennen müßten — daß unser Leben in Gottes Hand stehe, nicht aber in der Stimme und dem Geschrey eines Vogels, der da nur schrye, wie es seine Zeit, und Trieb mit sich brächte, und daß der dumme Vogel selbst seinen Tod nicht vorherwisse, wenn er geschossen würde. — Alles umsonst.

Das niedliche Jüngelchen starb — mußte sterben, weil es die Aeltern nicht besser

haben wollten. War es nicht so gut, als ob sie es selbst getödtet hätten? Und das aus purem dummen Aberglauben.

Ach Kinder! wie weit gieng der sonst mit dem Leichvogel? Ich habe sogar noch in einem Buche, das 1752 zum drittenmale wieder gedruckt ist, folgendes gelesen. Da sagt der Mann, der es geschrieben hat, und nicht viel nach vernünftigen Gründen fragt:

„Was wollt ihr denn einwenden, als wenn das Schreyen der Leichhühner nicht den Tod bedeute? Es schreyen sogar solche Vögel über Personen, so noch nicht einmal conceptirt, geschweige geboren seyn, wie ich dessen ein Exempel an meinem seligen Schwesterchen erlebt, so nur ein Jahr alt geworden, und nicht nur im völligen Leichenapparat gesehen; sondern auch von denen Lei-

chen-

chenhühnern annoch vor ihrer Conception beschryen worden.“ *)

Kinder! was sagt ihr dazu, die ihr noch ein Bißchen gesunde Vernunft habt? Darüber müßt ihr billig lachen und spotten. Und, um Gottes willen, das konnte ein Gelehrter, ein Schloßprediger, schreiben? Woher mochte der Mann das wissen, daß das Schreyen der Leichenhühner den Tod, sogar von ungebohrnen Kindern, bedeute?

Herodes war ein Kinderfeind, und ließ alle Kinder zu Bethlehem, und in derselben Gegend umbringen. Aber der Aberglaube hat

*) Das abscheuliche Buch heißt: Der wunderbare Todesbote: oder (Was sagt ihr zu dem fernern Titel?) Schrift- und Vernunftmäßige Untersuchung: was von den Leichenhühnern, Sarg zuklopfen, Hundeheulen, Eulen- und Leichhühnerschreyen 2c. zu halten: von Theodoro Kampf, Schloßpredigern zu Iburg. Dritte Auflage. Lemgo 1752.

hat von Anfang der Welt an mehr Kinder getödtet, als wir auszusprechen im Stande sind. Aber noch ein solches Histörchen.

Doch das muß ich euch wieder mit unsres lieben Niemeyers Worten erzählen.*)

„Ein armer Mann erzählte mir den Tod seines Kindes. Er war herzlich betrübt. Ich fragte ihn, ob er denn nichts dazu gethan habe? Ich sagte er o! ich habe alles versucht. Da kenne ich eine alte Frau, die versteht sich auf so was aus dem Grunde. Mutter, sagte ich, meinem Kinde ist was angethan. Da geht meine Frau neulich auf der Straße; begegnet ihr ein ander Weib, macht sich mit dem Kinde zu thun, giebt ihm eine halbe Semmel. Seitdem ist es nicht wieder zu Gute kommen! Ich glaube es geht drauf. Könnt ihr mir das Wurm nicht retten?“

„Wir

*) Ueber den Aberglauben bey Ertrunkenen p. 44.

„Wir wollen sehen, sagte sie; ich weiß was; wenns das aushält; so behaltet ihrs; wo nicht, so stirbts.“ Da kam sie zu mir vor Sonnenaufgang, und brachte ein Bund Heu mit, das sie sich wo um Gottes willen geholt hatte; machte im Ofen ein Feuer an, und warf das Bund Heu drauf, daß ein gewaltiger Qualm aus dem Ofen kam. Hernach nahm sie meinen Jungen, Gott hab' ihn selig! ganz nackend, wie ihn Gott erschaffen hatte, legte seinen Leib auf ihre flache Hand, hielt ihn vor das Ofenloch, und sagte: Johann Christian! ich räuchre dich, was in dir steckt, das weiß ich nicht, im Namen Gottes des Vaters rc. Da ließ er auch gleich das Köpfchen hängen, und es wurd nicht lange, da verschied er.“

War das Kind nicht offenbar getödtet durch den Aberglauben? Denn da hätte wohl ein großer Mensch sollen den Kopf hängen

gen lassen, und in solchem Qualm ersticken müssen; geschweige denn ein kleines todtkrankes Kind.

Wenn die Kinder gemeiner Leute, durch Unmäßigkeit und Unordnung in Essen und Trinken, ganz verdorben, verfuttert, und im Wachsthum gehindert sind; so kriegen sie davon oft ungewöhnliche Krankheiten: z. E. Köpfe, so groß, wie ein Scheffel, und inwendig ganz voll Wasser.

Da heißt es: das Kind sey ausgetauscht. Der Wassernix habe ein anderes an seine Stelle gebracht. Dies sey ein Wechselbalg. Und was denn da für Mittel gebraucht werden, das rechte Kind wiederzukriegen; das ist kaum von vernünftigen Menschen zu glauben. Dies arme Geschöpf aber, weil mans für eine teuflische Kreatur hält, wird so lange versäumt, gestoßen, gemißhandelt, bis es elendiglich sterben muß.

Oder

Oder die Kinder haben viele Würmer bey sich, die ihnen allerley krampfhafte Zufälle zuwegebringen, daß sie entsetzlich essen, und nicht gedeyen — daß sie klein bleiben, und doppelte Glieder kriegen — daß sie den Jammer kriegen, der oft die Fußsolen bis zum Kopfe zieht, und dergleichen. Da heißts denn gleich: das ist nicht richtig. Das geht nicht von rechten Dingen zu. Das ist dem Kinde angethan. Es ist behext, berufen, beschryen.

Nun geht das Kundschaften an. Hat sich das Kind mit andern Kindern gezankt, und der ihre Mutter hat sie aus einander gebracht; so ist das die Hexe. Hat eine alte Frau, etwa mit rothen Augen, dem Kinde vorher auf der Straße eine Semmel gegeben; so ist das die Hexe.

So abscheulich diese Gedanken sind — wider alle Vernunft — wider alles Christenthum;

stenthum; so abscheulich sind die Kuren. Da werden die Kinder mit allerley Zetteln behänget, worauf abergläubische Zeichen, und Sprüche aus der Bibel stehen. Oder sie werden mit Dingen geräuchert, wobey sie ersticken müssen. Oder man läuft mit ihnen in die Klöster, und läßt Messe über sie lesen, um auf diese abgöttische Art, die Hexen, oder bösen Geister zu zwingen, das Kind wieder gesund zu machen.

Das ist nun die allerschlimmste Art von Aberglauben, wo die Religion für Geld gemißbraucht wird, den Aberglauben zu befördern, und andere darinn hübsch zu bestärken. Ich glaube, liebe Kinder! und ihr werdets mit mir glauben, daß, wenn irgend ein Mensch in der Welt, etwas wider seine Vernunft — wider besser Wissen und Gewissen thut; so ists der katholische Pater, wenn er über ein vermeyntes behextes lutherisches

Kind die Messe liest; oder mit alten Knochen, und Reliquien die einwohnenden bösen Geister verjagen will. Ein solcher Betrüger glaubt sich gewiß selber nicht.

Wie mag der nicht lachen, wenn die Leute weg sind, und er sein Geld überzählt? Eben so, wie ein Pfuscher, Quacksalber, und Kuhhirte, der sich in Ruf bringt, er könne alle Krankheiten aus dem Urine wahrsagen.

Es ist doch ganz erschrecklich, daß die Leute nicht einmal klug werden, und es einsehen wollen, wie sie sich selbst betrügen, und von andern betrogen werden. Wie könnt ihr, gute Kinder! Gott, und euren Aeltern genugsam danken, daß ihr eine vernünftige Erziehung habt, da so viele tausend Kinder, bloß durch Aberglauben, sterben, und hingerichtet werden?

XIV.

Das empfindliche Kind.

Eine allzugroße Empfindlichkeit ist bey Kindern ein großer Fehler, der ihnen in der Folge selbst sehr schädlich wird, und sie bey andern Leuten ganz unleidlich macht.

Der Fehler besteht darinn: daß sie von ihren Geschwistern, Spielkameraden, und andern Leuten gar nichts leiden und ertragen können; sondern gleich alles, den geringsten Spaß, einen Stoß, einen Schlag, eine Berührung, ein Wort, böse aufnehmen, für eine Beleidigung ansehen, und öfters über eine Kleinigkeit ein Geschrey anfangen können, als ob ihnen das größte Unrecht, das größte Unglück wiederfahren wäre.

Woher mag das wohl kommen? Daher, wenn ihnen von Kindheit auf alles zu gute gehalten wird; wenn sie keiner scheel ansehen

darf; wenn das Gesinde in ihrer Gegenwart brav ausgescholten wird, wenn dem lieben Kinde etwa die Semmel nicht zuerst gegeben, oder ihm sonst eine Unart verwiesen ist.

Da wird denn das liebe Kind auf sich selbst so stolz und eigensinnig, daß mans kaum ansehen darf; so ists schon empfindlich. Gleich halten sich solche Kinder für so wichtige Personen, denen man ja nicht zu nahe kommen dürfe. Wie die empfindsame Pflanze werden sie, die alle ihre Blätter sinken läßt, so bald man sie nur anrührt.

Empfindlichkeit macht grob und ungesittet. Das war Franz, der empfindliche Knabe. Es war Besuch da, und der eine Gast sagte: no! Fränzchen, wie stehts um deine Tauben? Willst du bald damit zu Markte ziehen? Dies: zu Markte ziehen — nahm der Junge so übel, daß er den Mann entsetzlich anfuhr, und sehr grob begegnete.

Kann

Kann sich um sich bekümmern — was gehn ihn meine Tauben an? „Ey! ey! sagte der: Fränzchen, seh' ich wohl, ist sehr empfindlich — versteht keinen Spaß. Ich werde mich hüten, daß ich ihm nicht wieder zu nahe komme.“

Das war denn eben keine Ehre für die Aeltern, die dadurch gewiß sehr beschimpft wurden.

Empfindlichkeit verdirbt alle Kinderlust. Karoline war auch ein so empfindliches Mädchen. Als sie neulich mit einigen Kindern im Garten spielte, warf sie Konrad mit einem abgefallenen kleinen Aepfelchen ein Bischen in Nacken. Himmel! was fieng das Mädchen für ein Geschrey an! Die Aeltern kamen gelaufen, und dachten: Wunder! was ihm begegnet wäre. „Da hat mich Konrad, schrye sie, ein Loch in Nacken geworfen. Es muß bluten; ja es muß bluten.“

Das war denn auch wohl ein Bischen Bosheit, die Sache so zu vergrößern.

Es wurde nachgesehen. Da fand sich nichts: nicht einmal ein rothes Fleckchen. Konrad, ein hübscher guter Knabe, der gar nichts Böses im Sinn hatte, bekam Unwillen von seinen Aeltern, und der Vater gab ihm einen Verweis, solche Possen bleiben zu lassen. „J! du liebe Zeit! sagte der: ich weiß nicht einmal, daß sie das Aepfelchen getroffen hat. Hier ist es. Damit kann man doch keinen tod schmeißen.“

Empfindlichkeit macht unleidlich. Was hatte Karoline davon? Die andern ließen sie gehen, und bekümmerten sich weiter nicht mehr um sie; sondern spielten nun vor sich. Behüte der Himmel! hieß es: wer wollte mit einem so empfindlichen Mädchen was zu thun haben? Das ist ja, wie ein roh Ey, das man nicht anrühren darf. Aber stille,

stille!

stille! sagte Konrad: das wollen wir wieder kriegen.

Gleich drauf gieng Karoline bey ihm vorbey, und trat ihm ein Bischen auf den Fuß. Da schrye er eben so, wie sie vorher — hinkte herum, als ob das Bein ab wäre. Es kam wieder alles gelaufen. Konrads Vater wurde verdrüßlich, und sagte: was hast du nun wieder vor? »J! hieß es: da hat mich Karoline aufs Bein getreten. Ich fühlte es kaum. Da machte ichs eben so, wie sie vorher.«

Das Mädchen wurde roth, und schämte sich.

Das war ja schon recht, sagte die Mutter: daß du einmal so angekommen bist. Das schadet dir nicht. Mit deiner Empfindlichkeit ist gar nicht mehr auszukommen. Da siehst du selbst, wie lächerlich es ist, so empfindlich zu seyn.

Karoline wollte nun gerne wieder mit spielen. Aber da hieß es: wer wollte mit der sich abgeben? Karl! rühre sie ja nicht an. Der Arm möchte entzwey gehen. Dorchen! bleib weg. Karolinen fällt der Kopf ab. Da liegt er schon — wollen damit boßeln.

So wurde sie nun von den andern verspottet.

Ein andermal war sie bey den Leuten in der Stube, da das Kleine gefüttert wurde. Das Kindermädchen spaßt mit ihr, und hält ihr den Löffel auf den Mund: ob sie auch ein Bißchen Brey wolle.

Da gieng der Lärm wieder los. Sie schrye, sie stampfte; sie log, da die Mutter kam, und sagte: das Mädchen hätte sie geschlagen. Kaum war das vorbey; so tanzte sie in der Stube herum. Die andere Magd tanzt aus Lust hinter ihr her. Gleich lärmte sie wieder eben so arg, als ob sie diese hätte vexiren wollen. Und so macht sie es bey al-

len Gelegenheiten. Sogar, wenn die kleine Rieke von zwey Jahren des Morgens ruft: Langeschläfer! wenn sie später aufgestanden ist; so will sie vor Aerger und Verdruß aus der Haut fahren.

Karoline wurde groß, und ihre Empfindlichkeit nahm immer mit den Jahren zu. Sie heyrathete. Was da der gute Mann, und das Gesinde ausgestanden hat, ist nicht auszusprechen. Durch ihre Empfindlichkeit, die in ein schnipsches beleidigendes Wesen ausartete, machte sie sich bey andern in Gesellschaften so verhaßt, daß Niemand mehr mit ihr umgehen wollte.

Sie hieß in der ganzen Stadt die empfindliche und unleidliche Karoline.

XV.

Mosis Schwester*)

Heute, liebste Kinder! will ich euch einmal ein Geschichtchen von Mosis Schwester erzählen. „Von Mosis Schwester? sagten die Kinder. Hm! die kennen wir ja gar nicht. Von Mose haben wir viel gehört; aber von seiner Schwester, sprach Dorchen, gar nichts. Wer war denn die?“

Eben darum, meine Lieben! weil ihr von der noch gar nichts gehört habt, will ich euch was von ihr erzählen. So viel ich weiß, stehet davon in keinem Buche was. Sie wird immer übersehen. Ihre Geschichte ist kurz; aber, was sie gethan hat, noch nach fünftausend Jahren gut.

No!

*) S. die Geschichte Josephs in Gesprächen für Kinder. S. 508.

No! so muß ich doch gleich die Geschichte davon aufschlagen, sagte Karoline. Mosis Schwester? Ich habe doch oft und viel von Mose gelesen und gehört; aber von seiner Schwester hab' ich noch nichts vernommen.

Und ich versichere euch: daß unter allen Kindern, die in der Bibel vorkommen, fast keins so gut, so treu, so redlich ist, als dieses brave Mädchen. Dorchen soll uns die Geschichte vorlesen. Sie steht im 2 B. Mose, 2 Kapitel. Fang hier an, mein Kind!

„Und da sie — die Mutter Mosis — sahe — daß es ein fein Kind war, verbarg sie ihn drey Monden."

Das bezieht sich auf den grausamen Befehl, den Pharao gegeben hatte, alle Söhne der Kinder Israel zu tödten. Und nun lies weiter.

„Da sie ihn nicht länger verbergen konnte, (nämlich den kleinen Moses) machte sie ein

ein Kästlein von Rohr, und verkleibte es mit Thon und Pech, und legte das Kind drein, und legte ihn in den Schilf am Ufer des Wassers. Aber seine Schwester stand von ferne, daß sie erfahren wollte, wie es ihm gehen würde. Und die Tochter Pharao gieng hernieder, und wollte baden im Wasser; und ihre Jungfrauen giengen am Rande des Wassers. Und da sie das Kästlein im Schilfe sahe, sandte sie ihre Magd hin, und ließ es holen. Und da sie es aufthät, sahe sie das Kind, und das Knäblein weinte. Da jammerte es sie, und sprach: es ist der Ebräischen Kinder eins. Da sprach seine Schwester zu der Tochter Pharao: soll ich hingehen, und der Ebräischen Weiber eine rufen, die da säuget, daß sie dir das Kindlein säuge? Die Tochter Pharao sprach: gehe hin. Die Jungfrau

gieng

gieng hin, und rief des Kindes Mutter. Da sprach Pharao Tochter zu ihr: nimm hin das Kindlein, und säuge mirs; ich will dir lohnen. Das Weib nahm das Kind, und säugete es. Und da das Kind groß ward, brachte sie es der Tochter Pharao, und es ward ihr Sohn, und hieß ihn Mose; denn sie sprach: ich hab' ihn aus dem Wasser gezogen.“

So weit, Dorchen! Das ist nun die Geschichte von dem braven Mädchen.

Dorchen. Aber, Vater! ich kann darinn noch gar nichts sonderliches finden. Es steht ja nicht einmal da, wie das Mädchen geheißen hat.

Vater. Und ich sage dir: daß an seinem Namen gar nichts gelegen sey. Es stehen vieler großer Leute und Könige Namen in der Bibel. Aber was haben sie gethan? Böses. Was war Pharao für ein grausamer

mer König? Allein von diesem braven Mädchen steht der Name nicht da. Hingegen das Gute, was es gethan hat, bleibt ewig, und noch heute, da wir von diesem Mädchen sprechen, heißt es zu seinem Gedächtniß, was es gethan hat.

Karoline. Sag uns doch nur, Vater! was es gethan hat? Ich sehe ja eben nichts.

Vater. No; so wartet: ihr sollts schon sehen, und diesem braven Mädchen gewiß recht gut werden.

Ich sage euch; ich versichre euch: es ist ein rechtes Muster der **kindlichen Treue** gegen seine Mutter; der **zärtlichsten schwesterlichsten Liebe** gegen sein Brüderchen, und der **vorsichtigsten Klugheit**, die man bey einem solchen Mädchen kaum suchen sollte. Könnt ihr denn das gar nicht finden?

Dorchen. Der kindlichsten Treue gegen seine Mutter, sagst du? Was that es denn?

Es

Es müßte das seyn, daß es sich dahin stellte, um zu sehen, wie es dem Kinde gienge?

Vater. Ist das nichts in deinen Augen? Bedenke nur: das gute Mädchen mußte da den ganzen Tag stehen, und Schildwache halten, daß keiner bey das Kästgen kam, und dem Kinde keinen Schaden thäte. Das hatte ihm die Mutter befohlen. Das thats wohl nicht gerne — lief wo anders hin — seinem Spielen nach — ließ Kästgen Kästgen seyn, wie es andere Kinder würden gemacht haben? Nicht wahr? Thats das nicht?

Karoline. Nein! das thats nicht. Das ist wahr.

Vater. War das nicht kindliche Treue, Folgsamkeit und großer Gehorsam gegen seine Mutter? Die konnte unter der Zeit zu Hause ganz ruhig seyn, da sie eine so treue Wächterin bey das Kästgen gestellt hatte. In Egypten ist es erschrecklich heiß. Meynt ihr nicht,

nicht, daß es da dem guten Mädchen herzlich sauer geworden sey, so den ganzen Tag in der Sonnenhitze zu stehen? Und es thats doch?

Dorchen. Bald, bald werd' ichs merken, daß das doch ein braves Mädchen war.

Vater. Das dacht' ich vorher schon. Ist das nun keine kindliche Treue, daß das gute Mädchen auf das Kästgen so fleißig Achtung giebt? Wurde dadurch der Mutter nicht die Last und Sorge sehr erleichtert?

Seht, das ist das erste, was ihr von ihm lernen könnet: daß die Größern auf die Kleinern Achtung geben, damit sie nicht zu Schaden kommen. O! wie oft muß ich dir das heißen, Dorchen! wenn du auf Riekchen Achtung geben sollst? Wie gern, wie treu that das Mosis Schwester? Lerne doch das von ihr. Du wirst dadurch deiner Mutter manche Last und Sorge abnehmen. Es erfordert

fordert das ja schon der Dank, den du ihr schuldig bist, daß sie mit euch in eurer Kindheit Last genug gehabt hat.

Fortsetzung des funfzehnten Stücks.

Vater. Aber wie hälts mit der schwesterlichen Liebe dieses guten Mädchens? Könnt ihr die auch nicht finden?

Karoline. J! daß es das Kästgen bewachte.

Vater. Das nicht allein; sondern daß es so dreiste zugieng, da es die Prinzeßin aufmachte. O! wie wars da gleich bey der Hand? Gewiß wird ihm das Herz geklopft haben, da es merkte, daß man das Kästgen mit seinem lieben Brüderchen gefunden hatte? Die ängstlichste, zärtlichste Liebe zog es herbey, daß doch ja dem Kinde nichts zu Leide geschähe. Und wie besorgt war es nicht,

daß das Kind gleich möchte was zu saugen kriegen.

Solltet ihr wohl für unsre Kleine so viele Liebe haben?

Dorchen. Hast Recht, Vater! So hab' ich die Sache noch nicht angesehen.

Vater. Ja! so habens viele nicht gesehen, was dies brave Mädchen gethan hat. Aber nun kömmt fast das Beste noch: seine ganz außerordentliche Klugheit. Wer findet die?

Karoline. Daß es gleich hingehen will, eine Frau zu rufen, die dem Kinde was zu saugen gäbe.

Vater. Nicht allein das; sondern daß es der Prinzeßin den Vorschlag thut: ob es eine solche Frau holen sollte, ohne seine Mutter zu nennen, die es aber doch dabey im Sinn hatte. Denn eine andere wollte es nicht haben. Dadurch bekam die Mutter ihr Kind

wieder,

wieder, und konnte es nun sicher, und ohne Gefahr säugen, wenns ihr die Prinzeßin befahl. War das nicht klug!

Dorchen. Ja! wirklich, das war nicht dumm.

Vater. Stellt euch nun die Freude vor, die das brave Mädchen hatte, da die Prinzeßin sagte: gehe hin, und hole die Frau. Wie ein Reh wirds zur Mutter gesprungen seyn, und ihr alles erzählt haben. Ich kann mir ferner die Freude vorstellen, da die Mutter kam, ihr Kind hinnahm, und die Prinzeßin sagte: säuge mirs doch; es soll mein Kind seyn. Ich will dirs lohnen.

Seht ihr wohl, was eine gute That für Freude bringt. Erstlich hatte die brave Schwester durch ihre Wachsamkeit das Kind vor Schaden gehütet. Zweytens sein Brüderchen durch ihre Klugheit wieder in der

Mutter Hände gebracht. Keine geringe Freude!

O! nehmt doch alle die guten Gesinnungen dieses braven Mädchens an. Beweist doch auch gegen eure Aeltern einen eben so kindlichen, treuen und folgsamen Gehorsam. Liebet euch doch auch so zärtlich, schwersterlich und brüderlich unter einander, wie dies sein Brüderchen im Kästgen liebte. Und so wird, so bleibt dies Mädchen noch allen guten Kindern, nach einigen tausend Jahren, ein Muster der Nachfolge.

XVII.

Der Kasualtag.

Ludwig. Vater! laß uns doch auch einmal Kasualtag halten. Willst du? O! das muß ein scharmanter Tag seyn.

Dorchen. Was ist das, Kasualtag? Von dem Tage hab' ich in meinem Leben nichts gehört. Wer hält denn den?

Fritze. Ist doch wohl kein so besonderer Tag im Jahre, wie der 29ste Februar, der nur alle vier Jahre fällt, wenn ein Schaltjahr ist?

Ludwig. Nä! das ist ein anderer Tag, Fritze und Dorchen! Ihr sollt mirs wohl Dank wissen, wenn Vater einmal einen solchen Tag mit uns hält.

Vater. O ja! gerne will ich das thun, wenn du mir erst sagst, Ludwig! was das für ein Tag ist, und wie du darauf kömmst?

Dorchen. Sag doch, liebes Ludgen! sag doch, was das für ein Tag ist?

Ludwig. Das sollt ihr gleich hören. Da lese ich gestern in der Dessauischen Jugendzeitung: Dessau vom 24sten bis zum 27sten Junius hielt unser Institut Kasualtag.

Dorchen. Was ist das: unser Institut?

Ludwig. J! die schöne Schule in Dessau, wo die Kinder so früh was lernen, und so schöne Sachen lernen.

Fritze. Aber der Kasualtag, Ludwig?

Ludwig. O! das muß euch ein Tag seyn, über alle Tage! Er währet ganzer vier Tage. Da haben euch die Kinder so viel Lust und Freude, als wenn sie im Himmel wären. Stellt euch nur vor. Da gehen sie des Morgens um drey schon aufs Feld — in die schönste Gegend — auf die Berge, ins Holz, ans Wasser — sehen die Sonne auf- und untergehen — essen Milch, Obst,

was da ist — fangen Schmetterlinge — baden sich — hüpfen und springen auf den Bergen herum — wohnen unter Zelten — Ihre Lehrer sind dabey — wehren ihnen keine Lust — laufen, spielen selbst mit — unterrichten sie von allem dem Schönen, was sie da am Himmel, auf der Erde, auf den Bergen, im Walde, am Wasser, auf dem Felde sehen. Was sagt ihr dazu? Sind das nicht lauter Freudentage? Ach! wie schwitzen wir in der Schule, in den engen finstern Stuben! — Kommen des Jahrs kaum einmal vors Thor — haben die Sonne noch nie aufgehen sehen, als da Vater einmal mit uns ausfuhr. O! bittet, bittet, was ihr könnt, daß Vater mit uns auch einmal einen Kasualtag halte!

Vater. Ludwig! du bist ja ganz begeistert über deinen Kasualtag.

Ludwig. Ja! so ein Tag ist auch in der Welt nicht mehr.

Vater. No! so gehe gleich, und hole mir die Jugendzeitung. Ich muß das selbst lesen.

(Ludwig in einem Sprunge fort, und holt das Stück. Erstes Vierteljahr 1782.)

Ludwig. Da, Vater! lies es selbst.

(Der Vater lieset.)

Ludwig. No! Väterchen: was sagst du dazu? Willst du nicht nur einmal Kasualtag mit uns halten?

(Alle Kinder fallen dem Vater um die Knie und Arme, halten ihn fest, und bitten: Kasualtag, Väterchen! Kasualtag.)

Vater. Laßt mich doch los, ihr kleinen Plagegeister! Morgen im Tage will ich Kasualtag mit euch halten. Es ist just der 24ste

 Junius.

Junius. Fritze! lauf und bestelle die Pferde, punkt drey Uhr, Morgen früh. Wir wollen nach Thale, und von da nach der Roßtrappe fahren. Da sollt ihr eben so schöne Sachen zu sehen kriegen, wie die Kinder in Dessau.

Fritze. Die Pferde sollen auf den Punkt da seyn.

Ludwig. Heysa! diesen Abend geh' ich nicht nach Bette. Dorchen! wie wirds morgen früh ums Bette stehen? Punkt zwey mußt du bey der Hand seyn.

Dorchen. Sorge du für mich nicht, Ludgen! Ich will gewiß der letzte nicht seyn.

Vater. No! so macht euch alle hübsch parat, daß es Morgen früh an nichts fehlt. Wenn ihr eure Sachen zusammen geholt habt; so kommt erst noch einmal auf meine Stube. Da wollen wir vorher noch ein Bißchen von dem Kasualtage sprechen.

Ludwig. Da sind wir, bestes Väterchen! Was wolltest du uns noch sagen?

Vater. Hört einmal, Ludwig und Fritze! Warum heißt denn der Freudentag, den sie in Dessau den Kindern machten, der Kasualtag?

Ludwig. J! lies doch nur, Vater! da in dem Blatte. Es steht ja dabey.

„Kasualtag. So nennen wirs, wenn wir bisweilen unsre gewöhnliche Beschäfftigung mit den Wissenschaften und Künsten aussetzen, und aus dem Anschauen der Werke Gottes im Großen, neue Lust und Kräfte schöpfen.“

Vater. Alles recht gut, Ludwig! Nur find' ich darinn nichts von dem Worte Kasualtag.

Ludwig. J! es ist ja doch ein besonderer Tag, da sie nicht in der Stadt bleiben, ordentlich in die Schule gehen; sondern

draußen

draußen auf dem Felde mit den Werken Gottes Schule halten.

Vater. Aha! so ist das. Also machen sie wohl eine Ausnahm von der gewöhnlichen Art, Schule zu halten?

Ludwig. I, freylich!

Vater. Wie heißt denn das, was nicht immer geschiehet; was man auch sonst wohl einen Zufall nennt?

Ludwig. Kasus! Kasus!

Vater. No! siehst du wohl. Davon heißts Kasualtag. Und solchen wollen wir Morgen auch halten. Nun legt euch bald zu Bette. Nehmt aber die Jugendzeitung mit. Wir werden sie brauchen.

XVIII.

Fortsetzung des siebzehnten Stücks.

Des andern Morgens giengs früh, früh fort. Sie waren kaum auf der ersten Anhöhe vor dem Holze angekommen; so sahen sie den ganzen dunklen Wald vor sich im Feuer brennen, und alle Gipfel der Bäume erleuchtet: Halt! sagte der Vater. Hier müssen wir unsern Kasualtag anfangen. Hurtig aus dem Wagen!

Husch! war alles heraus. Wie erstaunten die Kinder, als sie hier von einer ziemlich steilen Anhöhe hinter sich die Sonne aufgehen sahen.

O! welche Pracht? rief Ludwig. Ist es den Heiden zu verdenken, wenn sie die Sonne angebetet haben?

Ah! sieh doch, Vater: rief Fritze. Was fließt denn da für ein Fluß zwischen den Bergen

gen hin? Ganz tief unten, wie lauter Silber.

Das ist die Bode, erwiederte der Vater; die zwischen den Felsen der Roßtrappe durchkömmt. Nun müssen wir aber machen, daß wir hinauf kommen, ehe es gar zu heiß wird. Das Klettern müßt ihr euch nicht verdrüßen lassen. Das gehört auch mit zum Kasualtage. Eins aber muß ich noch sagen: hübsch alle drey in einer geraden Linie: dem Führer nach. Denn auf beyden Seiten giebts schreckliche Abgründe. Tritt da einer fehl, Bauz! ist er herunter, und bricht Hals und Beine.

Als sie weiter herauf kamen, konnten sie noch besser ins Land sehen, das wie ein Backofen der Sonne entgegen rauchte. Der ganze Wald war nun von Vögeln Eine Stimme. Alles jubilirte durch einander weg, daß man sein eigen Wort nicht hören konnte.

Ueber ihnen wirbelte die Lerche hoch in der Luft. In gleicher Höhe schwebte ein Habicht, und sein Auge war an die Erde geheftet, ob nicht ein Täubchen, oder Rebhühnchen zu haschen wäre. In allen Büschen neben ihnen begleitete sie die frühe und muntre Nachtigall. Dort zirpten Drosseln. Da pinkte der Finke. Kurz: alles war Leben.

Und wir sollten nichts empfinden, sagte der Vater, da bey dem Aufgange der Sonne alles lebendig wird? Gleich tretet hier her, auf diesen Hügel, und laßt uns froh dem Schöpfer der Sonne entgegen singen, daß wir noch Augen haben, sie zu sehen — und Herzen, es zu erkennen, daß der Gott, der sie gemacht, und so lange erhalten hat, unendlich größer sey, als sie und wir.

Die Kinder fielen auf die Knie, und der Vater hub frölich an:

Noch läßt der Herr mich leben,
Mit frölichem Gemüth
Eil ich, ihn zu erheben,
Er hört mein frühes Lied.

Zu ihm entzückt mich wieder
Der Morgensonne Pracht,
Ich falle vor ihm nieder,
Der sie und mich gemacht.

Du Herrscher aller Welten
Nimmst dich auch meiner an;
Wie soll ich dir vergelten,
Was du an mir gethan?

Der Führer, ein guter ehrlicher Bauer, stand ganz entzückt da — seinen Hut unter dem Arme, und konnte sich über die Andacht der Kinder nicht genug freuen.

Nun, hieß es, weiter. Da schlich er sich an die Kinder heran, und bat sie: sie möchten ihm doch die Verschen noch einmal sagen. I, sagte Ludwig, könnt ihr geschrie-

benes lesen? „Ja! junger Herr! wenns deutlich geschrieben ist.“ Der geschwind mit seiner Schreibtafel heraus, nahm ein Blatt Papier, und schrieb sie ihm auf. „Hab' ich doch, sagte der brave Mann, so manche Gesellschaft hier herauf geführt; aber keiner dachte an den lieben Gott! sondern sie lebten unter einander, wie die Heiden.“

Da kamen sie denn immer etwas höher. Rechter Hand war ein tiefer Abgrund. Da unten, sagte der Führer, wäre Krusol. Was ist das, fragten die Kinder? „J! wo die Krone der Königstochter bey dem gewaltigen Sprunge mit dem Pferde hinein gefallen wäre.“

Vater! was ist das, sprachen die Kinder? Das ist, erwiederte der, die alte Sage, daß hier einmal eine Königstochter von einem Felsen zum andern übergesetzt, und bey dem gewaltigen Sprunge des Pferdes die goldne

Krone verloren habe. Davon der kleine Kessel da unten in der Bode, das Krusol heißt, wie es die Leute aussprechen: Was das Wort eigentlich bedeuten soll: ob es ein Kessel heißen soll, weiß ich nicht. Und da oben, wo wir gleich hinkommen werden, ist recht auf der Spitze des Felsens eine flache Vertiefung, als wenn ein Pferd eingetreten hätte. Davon heißt es die Roßtrappe. Die ist auch bey dem trockensten Wetter immer voll Wasser, weil sich der Thau darinn sammlet.

Gleich da vor uns ist die Felsenspitze. Nur erst noch durch dies Gebüsche durch. No! hierher. Ist die Treppe nicht voll Wasser?

Aber nun seht euch einmal recht um. Herr Gott! was war das für ein Anblick für die Kinder! Rund um sie herum Felsenwände, die sich fast in den Wolken verloren. Sie selbst auf der Spitze eines erstaunlich ho-

hen Felsens. Auf der rechten Seite herunter eine so grauenvolle Tiefe, daß man unten keinen Sonnenstral erblicken konnte. In dieser Tiefe fließt unten die Bode, und stürzt sich von den Klippen herunter, in einen Kessel, der des Winters nie zufriert. Man kann aber auch von oben herunter nicht zu diesem Kessel kommen; sondern muß warten, bis des Winters die Bode zugefroren ist, da man denn auf dem Eise bis dahin gelangt. Wer weiß, ob wir nicht einmal einen solchen Winter erleben, daß wir hinreisen können.

O Vater! riefen die Kinder, was ist das hier schön? Du machst uns heute einen herrlichen Kasualtag. Aber mich hungert, sprach der eine; mich auch, der andere. Als sie sich umsahen, war die Magd mit dem Korbe voll Lebensmittel schon auf dem Platze. Da lagerten sie sich, und speißten mit einer

Freude, von der die eingekerkerten Stadtkinder nichts wissen.

XIX.

Fortsetzung des 18ten Stücks.

Vater. No, Ludwig! wo hast du die Jugendzeitung? Hier sollst du sie uns vorlesen; so haben wir Gelegenheit, noch manches Gute darüber zu sprechen. Fang hier an: Lehrer und —

Ludwig. „Lehrer und Schüler begaben sich am 24ten Julius 1782, des Morgens drey Uhr auf den Weg nach Muldenstein, einem Dorfe, fünf Stunden von hier, und blieben drey volle Tage da, weil das Wetter sehr günstig war.“

Vater. Nun fragt mich daraus, was ein jeder will?

Dorchen. Was ist Muldenstein?

Fritze. Du hast ja gehört, daß es ein Dorf ist?

Dorchen. Warum mags wohl so heißen?

Fritze. Warum heißt denn das Dorf da unten Thale, und jenes Neunstedt? Was das für Gefrage ist!

Vater. Laß doch das, Fritze! Jeder Ort; jedes Dorf hat seinen eigenen Namen. Kein Name wird einer Sache von ohngefähr beygelegt. Es hat seinen Grund. Wir wissen ihn nur nicht immer.

Das Dorf da heißt Thale, weil ihr selbst seht, daß es in einem tiefen Thale liegt, und rings herum mit hohen Bergen umgeben ist.

Das da, heißt Neunstedt, weil es vielleicht zuerst nur mit neun Häusern angebauet ist.

Und das hier Muldenstein, weil es an der Mulde liegt.

Dorchen. Das wollt ich nur wissen. Ich bedanke mich, Väterchen! Aber, Fritze! du weißt mir immer was? Sag mir doch, was ist denn die Mulde?

Fritze. J! das werd' ich ja wissen. Das sind solche Dinger, welche die Bauern zu Markte bringen. Sie sind so hohl. J! wo sie Würste drinne machen.

Ludwig. Ha! ha! ha! Der denkt eine Molle. Ha! ha!

Fritze. Was denn?

Ludwig. Du glaubst wohl, daß die Leute da Mollen machen?

Fritze. Das denk' ich.

Ludwig. O! lacht ihn aus. Lacht ihn aus. Es ist ein Fluß, die Mulde, an dem das Dorf liegt.

Dorchen. Bist du angelaufen, Fritze? Siehst du, so gefällt mirs, wenn du mich

immer zum Besten hast, wenn ich dies oder das einmal nicht weiß?

Vater. Da werden wir heute weit kommen. Fritze! so gehts, wenn man immer so Naseweis ist, und für andern was wissen will. Dann läuft man so an. Kinder müssen nie andere auslachen, wenn sie einmal was nicht wissen. Sie müssen selbst erst lernen. Sie wissen noch gar nichts.

Dorchen. O Vater! Es war ja nur Spaß. Sag uns was von der Mulde.

Vater. Es könnte auch lieber Ernst seyn? Die Mulde ist ein ziemlich großer Fluß bey Dessau, aber noch kein Strom, wie die Elbe. In diese fällt die Mulde nicht weit von Dessau. Da werden die schönen Lachse auf eine kuriöse Art gefangen. Es werden im Flusse Kasten gemacht, die oben über dem Wasser vorstehen. Wenn der Lachs davor kömmt; so kann er nicht weiter. Zu-

rück geht er nicht. Schwapp! springt er drüber weg, und fällt in den Kasten. Dann ist er gefangen. Da steht auch oft der liebe Fürst am Ufer, und schießt die überspringenden Lachse mit einer Kugelbüchse.

Ludwig. Das muß eine Lust seyn! Das möcht' ich wohl einmal mit ansehen.

Vater. Wenn ihr artig und fleißig seyd; so reise ich wohl einmal mit euch nach Dessau. O! da ist für Kinder viel, viel schönes zu sehen. Wenn wir aber den Lachsfang sehen wollen; so müssen wir im März oder April reisen. Denn um die Zeit kömmt er aus der See in unsre Flüsse, wie der Hausenfisch aus dem schwarzen Meere in die Donau.

Die Mulde war auch der Fluß, worinn das Predigersöhnchen vor einiger Zeit ersoff, da es ohne Vorwissen der Aeltern nach Werlitz gelaufen war.

Lies weiter, Ludwig!

Ludwig. „An jedem Morgen verherrlichten wir die Pracht der aufgehenden Sonne, durch ein lautes und herzliches Loblied ihres Schöpfers, das wir von der Spitze des Berges ihr entgegen sangen.“

Vater. So wie wirs heute hier gemacht haben.

Dorchen. Was ist das verherrlichen?

Vater. Die Herrlichkeit Gottes preisen, empfinden, und sich darüber freuen.

Ist er nicht herrlich der Schöpfer der Sonne? Ist ihre Pracht, wie ihr sie heute gesehen habt, nicht ein sichtbarer Zeuge seiner Herrlichkeit? Wer kann sie nachmachen? Wer erhalten? Wer hat ihr nun schon so viele tausend Jahre diese stralende Pracht gegeben? Wer heißt es ihr: Licht und Wärme, den Welten zu geben, denen sie scheint?

Ganz anders ist ihr Licht, als das furchtbare Feuer des Blitzes, den der Donner begleitet.

Hier auf der Roßtrappe hab' ich einmal ein Gewitter erlebt. Die Majestät kann ich euch nicht beschreiben. Da hatte sichs hier unten in den Kessel gesenkt. Der Wind hob es. Wie große Wollsäcke stieg es heraus. Der Sturm trieb es vor uns ins Land, daß wir ihm nachsehen konnten, wie Moses auf dem Berge, der Herrlichkeit Gottes von hinten nachsahe.

Verdient es der Schöpfer der Sonne nicht, daß wir ihm ein lautes herzliches Loblied anstimmen? O Kinder! habt ihrs auch herzlich gethan? Darauf kömmt alles an. Denn es ist sein Werk, und so oft sie aufgeht, bringt sie neue Güte, neue Freude, neue Wohlthaten für uns.

So bald sie aufgehet, heben alle Kreaturen ihr Haupt empor, und sehen nach ihr hin, als wollten sie ihre Empfindung zu erkennen geben, daß sie ihnen neues Leben gäbe. Und wir wollten das nicht empfinden, die wir weit bessere Seelen haben?

XX.

Fortsetzung des 19ten Stücks.

Ludwig. „Den Tag über weideten wir unsre Augen an den herrlichen Gefilden, die man da rund um sich siehet, und an den Segen, der drauf stand. Unsre sparsame Mahlzeit wurde auf dem grünen Rasen im Schatten schlanker Birken genossen. Die Lust dazu erweckten wir durch allerhand Spiele, und durch froliche Spaziergänge in der Gegend umher.“

Vater.

Vater. Dabey ist nicht viel zu fragen. Dies könnt ihr hier selbst, aus eigener Erfahrung, empfinden. Sehet über euch, diese entsetzlichen Klippen. Sehet hier herunter in diese grauenvolle Tiefe. Sehet hier um euch und neben euch den dicken Wald mit hundertjährigen Eichen. Sehet da an den Abhängen die Hirsche, Rehe und wilden Schweine. Sehet durch diese Schluft, der Bode nach ins Land, wie die gelben Felder daherscheinen, und eine reiche Aerndte versprechen. Dann werdet ihr selbst empfinden, was es heiße: seine Augen weiden. Das ist Augenweide, wenn das Herz zugleich diese Schönheiten empfindet, und sich über die unermeßliche Güte des Schöpfers freuet.

Dorchen. O das empfinde ich recht sehr, daß hier alles so schön ist!

Ludwig. Aber ein Spielchen, Vater! haben wir noch nicht gemacht?

Fritze. Was denn für eins? Hier ist kein rechter Platz dazu.

Ludwig. Ich wüßte wohl eins. Wir wollen einmal einen großen Stein in die Tiefe kollern. Wie das rasseln wird!

Vater. Das ist zu gefährlich. Wie bald könnte da einer hinterher kollern? Ich will euch aber doch die Lust machen, und einen herunter kollern. Ihr sollt zusehen. Aber hier bleibt mir stehen. Nicht weiter.

Ludwig. He! da rasselt er hin. Wie das donnert! Noch seh' ich ihn springen. Das war ein Satz. Ah! da springt ein Schwein auf. Nun ist er unten.

Fritze. Das war eine Lust.

Vater. Ihr sollt noch eine bessere haben. Anton! hole einmal meine Pistole her, aus dem Korbe.

Dorchen. Vater! was willst du machen?

Vater.

Vater. Schießen will ich. Gebt Achtung. Bauz! da gehts hin. Aber nun —

Dorchen. Es donnert ja.

Ludwig. Rrrrrrrr — Bau! bau! bau! gehts ja wohl zwanzigmal hinter einander weg. Das war scharmant.

Vater. Das war der Wiederschall der Luft, die so lange von den Klippen zurückprallte, als sie wo anschlug, oder das Echo. Das war auch ein niedlich Spiel der Natur. — Wie hat euch nun eure Milch und Semmel geschmeckt?

Fritze. Ich bin schon wieder hungrig. Hier schmeckt schwarzes Brod gut, wenns nur genug ist: besser, als zu Hause Braten.

Vater. No; wieder her. Ludwig, lies fort!

Ludwig. „Die Mulde, die sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurch schlängelte.“

Dor-

Dorchen. Ah! wie da die Bode.

Ludwig. „stärkte unsre Glieder durch ein kühles Bad.“

Fritze. Vater! wollen auch baden. Ich ziehe mich aus.

Vater. Wo denn baden?

Fritze. Da unten im Krusol.

Vater. Wie willst du denn herunter kommen?

Fritze. Herunter klettern.

Vater. Und den Hals brechen? Das wäre eine hübsche Lust. Das geht hier nicht. Wir können nicht dazu kommen. Der Fluß ist auch nicht tief genug. Und ihr seyd jetzt dazu viel zu erhitzt. Dann ist es gefährlich und ungesund, so gut es sonst ist.

Ludwig. „Ueberall bewunderten wir die Weisheit und Güte Gottes in den zahlreichsten Pflanzen, Insekten und andern Thieren, die wir antrafen.“

Vater. No; das könnt ihr hier auch. Was giebts da für eine unzählliche Menge Pflanzen, nur hier an diesem Abhange, wo wir sitzen? Wie viele mögen nicht in diesem ganzen Walde seyn? Keine vergeblich; so schlecht sie ist. Diese geben uns die schöne Milch durch die Brüste der Kühe, Ziegen und Schaafe. Jene geben Menschen und Thieren die herrlichste Arzney in Krankheiten. Diese erquicken uns durch ihren Wohlgeruch; jene durch ihre anmuthige Farbe. Wie gütig ist Gott in jeder Pflanze! Und seht nur einmal da an den großen Steinen. Welche Menge, und wie viel verschiedene Arten der feinsten Mooße!

Fritze. Insekten giebts hier die schwere Menge. Ich habe schon eine ganze Schachtel voll.

Ludwig. O so gieb mir doch ein Paar von! Hast du schon den Segelvogel? Den

sah'

sah' ich vorher da fliegen, auch den Pfauenspiegel; den Distelfinken, und andere mehr? Nur Käfer hab' ich noch nicht gesehen.

Vater. Willst du die haben? Die will ich dir bald schaffen. Komm, wir wollen nun an den Rückweg denken. Es ist schon fünf Uhr, und unter drey Stunden kommen wir nicht nach Haus.

Hier auf dem Wege will ich dir bald Käfer schaffen.

Ludwig. Wie willst du das machen, Vater?

Vater. Hab doch Geduld. Laß uns nur ein Bißchen vom Wege abgehen. Nun, paßt auf! Wenn etwas um uns herum ganz entsetzlich stinkt; so sagt mirs.

Dorchen. Ach Vater! Nase und Maul muß ich zuhalten. Brechen muß ich mir das Herz aus dem Leibe. Da aus dem Busche kömmt ein Gestank. Das ist ganz was abscheuliches. Da muß ein Aas liegen.

Vater. Stille! stille! Man muß nicht gar zu ekel seyn. Ludwig komm! Nun sollst du bald Käfer haben.

Ha! da steht er schon.

Ludwig. Was denn Vater? Ah! hier stinkts unerträglich.

Vater. Ey! ein Naturforscher muß das nicht achten. Siehst du da den weißen Schwamm, wie eine Rübe, stehen? Der stinkt wie das ärgste Aas. Nun will ich ihn mit dem Stocke ausheben. Gib Achtung!

Ludwig. Ah! da lebt ja alles von Käfern! O! Todtengräber; Silphen! andere Arten. Euch, ihr Herren! hab' ich lange gerne haben wollen. Schachteln her! Wie kommt ihr denn hier her?

Vater. Sie ziehen sich nach dem Ausgeruch des Schwammes. Er heißt Hirschbrunst.

Alle. Lebt wohl! ihr Berge; Thäler; Bode; Kessel! Das war ein Kasualtag.

XXI.

Reise nach dem Kessel der Bode, der nicht zufriert, in dem kalten Winter am 29sten Jänner 1784.

Ludwig. Heysa! Morgen reißt Vater nach dem Kessel der Bode.

Dorchen. Wir nicht mit? Wie geht denn das zu?

Ludwig. Ja! ich habe auch schon gefragt, und sagte: Vater! du versprachst uns ja im Frühjahr oben auf der Roßtrappe: du wolltest uns auch einmal im Winter einen Kasualtag machen, und mit uns dahin fahren, wo der Kessel nicht zufriert; aber Vater sagte: lieber Ludwig! du weißest, daß ich euch gerne alle Lust mache, wo ihr was Nützliches sehen und lernen kennet; allein diesmal kann ich euch nicht mitnehmen, so gern ichs thäte. Ich habe mich erkundiget. Da sagen die

Leute,

Leute, daß Kinder wegen des tiefen Schnees nicht fortkommen könnten. Diese Lust müßt ihr euch also vergehen lassen.

Dorchen. Das glaube ich selbst, daß da viel Schnee liegen mag. Wenn ich mir die Berge und Klippen noch vorstelle, und die Tiefe: was mag sich darinn nicht für eine Menge Schnee sammeln: Laß uns man zu Hause bleiben. Fahre mich mit Fritzen, in der Zeit, da Vater weg ist, ein Bischen auf dem Schlitten.

Ludwig. Das wollen wir thun, liebes Mädchen! Wenn denn Vater diesen Abend wiederkömmt — was wird der erzählen? Darauf freue ich mich schon zum voraus.

Fritze. He da! Wo steckt ihr? Vater ist wieder da. Kommt, kommt! Geschwind! Da ist er schon. Willkommen; willkommen, Väterchen! No; wie siehts aus? Hast

du brav gefroren? O! erzähle, was du gesehen hast.

Vater. J! so laßt mich doch man erst den Pelz ablegen, und die Stiefeln ausziehen, ihr Plagegeister?

Ludwig. Helft, helft, daß Vater sich auszieht.

Vater. Erst muß ich ein Bischen warme Suppe essen. Nach Tische will ich euch alles erzählen. So lange seyd ruhig.

Alle. Wir wollen so stille, wie die Mäuschen, seyn.

Vater. No; so kommt alle her. Setzt euch. Nun will ich erzählen.

Hurr! Hurr! waren sie um den Vater herum. Und der hub also an:

Den Weg nach Thale wißt ihr noch von vorigem Frühjahr. Draußen war alles mit Schnee bedeckt. Die ganze Erde, wie ein weißes Laken. Auch der Weg ziemlich zugeschneyet.

schneyet. Hinter Thale gieng schon der prächtige Winteranblick an. Der ganze Wald vor uns auf den Bergen, wie eine weiß gepuderte Peruke.

Ludwig. Ach! wie eine Peruke? Das muß schnurrig ausgesehen haben.

Vater. So hieng der lockere Schnee in den Zweigen, daß es aussahe, als wenn sie gepudert wären. Wenn denn da die Sonne hineinschien; so sah' es aus, wie lauter Brillanten. Auch der Winter hat seine Schönheiten.

Von Thale kamen wir auf die Blechhütte, wo das Blech geschmiedet wird. Die will ich hernach beschreiben.

Fritze. Ich will dich schon daran erinnern, Vater!

Vater. Gleich über der kleinen Brücke des Kanals, der die Räder und Blasebälge der

Blechhütte treibt, geht der Weg an, der auf der zugefrornen Bode nach dem Kessel führt.

Dorchen. Ist denn die ganze Bode zugefroren?

Vater. Alles zu. Dickes Eis drüber. An manchen Orten, wohl eine Elle dicke.

Ludwig. Wo bleibt denn das Wasser?

Vater. Das fließt drunter weg, wie unter einer Brücke. Stellt euch nun eine solche Brücke vor, die etliche Meilen lang ist, von purem Eise. Was das für ein Anblick ist, wenn die Sonne scheint! Das ist ein Spiegel. Die Natur kann auch schöne Spiegel machen.

Ludwig. Da hätt' ich seyn mögen. Da mags Schlickerbahnen geben.

Vater. Ja! wenn kein Schnee drauf liegt, so ist es eine Spiegelfläche von blanken Eise. Diesmal aber lag so viel Schnee darauf, daß nur hier und da ein Fleckchen glattes Eis

durch-

durchschien. Doch mußte man sich immer in Acht nehmen, daß man nicht fiel.

Da gieng dann ein ordentlicher Weg, und schmale Schlittenbahn auf der Eisbrücke des Flußes herauf.

Fritze. Wer hatte denn den gemacht?

Vater. J! die Leute, die das Holz von oben her, auf kleinen Schlitten holen, wo sie sonst nicht hinkommen können.

Mannichmal sind auch hier und da in dem Eise Löcher, mitten im Wege. Da muß man sich denn in Acht nehmen. Wo das Wasser unter dem Eise einen kleinen Fall hat, da kann das Eis nicht dicke drüber frieren, und bricht leicht ein. So wie man nun immer herauf, dem Fluß entgegen geht; so bullert das Wasser unter dem Eise, als wenn es donnerte. Das klingt zwischen den Klippen recht prächtig.

Merkt euch das fürs erste, daß die Bode nur in sehr kalten Wintern so weit, und so feste zufriert, daß die Leute auf derselben herauf gehen, und ihr Holz holen können. Die ältesten Leute versicherten, daß dies seit Anno 1740 das zweytemal wäre, da es geschehen wäre. Also in vierzig Jahren dreymal. Das ist doch sonderbar.

In der Welt geschiehet nichts von ohngefähr. Alles hat seinen Grund in der Einrichtung der Natur, die der liebe Gott gemacht hat. Seht, da hat denn der große versorgende Hausvater gleich bey das Ungemach eines so kalten und anhaltenden Winters, der die armen Leute sehr drückt, die Wohlthat gelegt, daß sie Holz genug holen können, welches sie zur andern Zeit, wegen des Wassers, der steilen Felsklippen nicht kriegen können. Ist das nicht eine besondere Probe seiner Vorsehung?

Aber heute Abend bin ich zu müde. Morgen will ich weiter erzählen.

Grämliche Gesichter! die alle sagten: o Vater! nur noch ein Bischen.

Vater. Schlaft wohl!

XXII.

Fortsetzung des ein und zwanzigsten Stücks.

Ludwig. Da waren ja denn wohl viele Leute auf dem Eise?

Vater. Leute genug. Wie ein Jahrmarkt. Vor uns kamen zehn, zwölf und mehrere Schlitten mit Holz. Bey jedem war ein Vater, und Kinder: Jungen und Mädchen. Die zogen den Schlitten. Das war denn eine Lust.

Fritze. Da hättest du uns immer mitnehmen sollen, Vater! Wir hätten auch ziehen wollen. Konnten das die Kinder, so wären wir auch nicht umgekommen.

Vater. Ich dachte nicht, daß der Weg so niedergetreten wäre, und stellte mir den Schnee viel höher vor.

Die Kinder blüheten wie die Rosen, hatten ihren Tuch um den Mund gebunden. Und so giengs vor dem Schlitten her, waren guter Dinge, sangen sich was, und waren recht lustig, ob sie gleich bis über die Schuhe im Schnee giengen. Einige kriegten trocken Brod aus der Tasche. Das war ganz voll Schnee. O! das schmeckte denn doch gut.

Ludwig. Das hätte mir eben so gut schmecken sollen.

Vater. Ich glaub' es. Wenn man gesund, und hungrig ist; so schmeckt schwarzes Brod besser, wie Torte.

Wir machten uns die Lust, und theilten unsre Semmeln unter die Kinder aus, und den Vätern gaben wir ein Schlückchen aus unsren Büllchen. Da war Freude über Freude. Da wurde ein Gesinge, und ein so frölicher Lärm, daß es in den beschneyeten Klippen wiederschallte.

Denkt hierbey, Kinder! wie gut ihrs vor diesen Kindern habt, die den ganzen Tag im Schnee und Eis ihren Schlitten ziehen müssen, und in keine warme Stube kommen. Aber sie sind auch recht gesund dabey. Denn Kälte und Arbeit stärkt den Menschen.

Hinter uns her kam eine ganze Schaar Weiber und Mädchen. Wo wollt ihr denn hin, guten Leute! fragten wir sie? I! unsre Männer und Väter einholen, und ihnen

nen die Last ein Bischen abnehmen. Denn die haben sichs schon den ganzen Morgen recht sauer werden lassen. O! seht hier, Kinder! wie gut es ist, wenn sich die Leute einander helfen. Zwölf Arme können mehr, als zweye. Wie leicht wird durch vereinigte Hülfe jede Last des Lebens!

Unter diesen Leuten, die neben uns wegfuhren, marschirten wir denn immer weiter. Rechts und links hatten wir die entsetzlichsten Felsberge und Klippen, die so hoch waren, daß wir sie kaum absehen konnten, wie die Kirchthürme; aber so steil, daß kein Thier daran klettern kann. Zum Theil so glatt, wie Speckseiten. Zwischen den Ritzen dieser Felsklippen standen allerley Gesträuche, und oben auf den Spitzen ganz grüne gepuderte Tannen und Ibenbäume. Ein scharmanter Anblick! Kein Thier, geschweige ein Mensch kann da heraufkommen.

Dorchen. Wo sind denn die Bäume dahin gekommen?

Vater. Von dem Samen, den entweder der Wind dahin gewehet, oder die Vögel dahin getragen haben. Der liebe Gott hat in der Natur allerley Bothen, die seinen Willen ausrichten. Und wenn er einen Berg besäen und bepflanzen will, wo keines Menschen Fuß stehen kann, so müssen Winde und Vögel den Saamen dahin bringen.

Zwischen diesen ungeheuren Felsklippen und Steinbergen schlängelt sich nun der Fluß unten durch. Und es mag leicht einige tausend Jahre her seyn, daß er sich vom Blocksberge herunter diesen Weg gemacht hat.

Wenn man nun so vor sich sieht; so ists als ob durch ein entsetzliches Felsengewölbe der Weg zugebauet wäre. Ehe man sichs aber versieht, geht die Bode wieder links hinein, und ganz um dieses Gebürge herum.

Da waren auch einige Höhlen im Felsen, in die man wohl dreyßig Schritte hineingehen konnte: von selbst entstanden, die aber nur zum Vorschein kommen, wenn das Wasser sehr klein und flach ist.

Da ließ ich mir von den Leuten einige Stücken Fels abschlagen. Das kostete Arbeit. Denn er war so hart wie ein Demant. Die Funken stoben herum, wenn mit dem Beile daran geschlagen wurde. Hin und wieder war der kahle glatte Fels mit großen grünen Plätzen des zartesten Mooßes bedeckt, das man wie Laken abziehen konnte.

Von diesem Mooß sollt ihr Morgen einige Pflänzchen durchs Vergrößerungsglas sehen. Da werdet ihr Gottes Allmacht preisen. Und dies Mooß ist hier mitten im Winter eine lebendige Welt: ganz voll kleiner, beynahe unsichtbarer Thierchen: Milben, Käferchen, Larven anderer Insekten, die hier dem Win-

ter trotzen, und deren Jedem ein Mooßpflänzchen ein ganzer Wald ist.

Von großen Thieren hab' ich nichts gesehen. Wild kann sich hier nicht aufhalten. Denn es kann die Felsklippen nicht herunter kommen, ohne den Hals zu brechen. Vögel waren gar nicht da. Alles öde und wüste. Zwischen den Felsklippen recht schauer, weil die Luft nicht zog. Aber kein Sonnenstral kömmt in diese Tiefe. Daher ist es graulich dunkel. Eine Meise hörte ich pinkern. Eine Goldammer flog über, und ein kleiner Falke schwebte über den Klippen, ob er etwan ein Bergmäuschen erblicken könnte.

Nach vielen Krümmen und Unwegen kamen wir endlich an den kleinen Kessel der Bode, welchen die Leute, wie ich euch schon oben auf der Roßtrappe sagte, das Krusol nennen.

Ludwig.

Ludwig. Warum heißt es denn ein Kessel?

Vater. Weil das Wasser darinn kocht, wie in einem Topfe, oder Kessel.

Da ist mitten im Fluße, und dem Eise ein rundes Loch, das nicht zufriert, worinn das Wasser von einem kleinen Absatze herunterfällt. Es ist ohngefähr so groß, wie unser runder Eßtisch, und einige Ellen tief.

Der große Kessel ist merkwürdiger. Er ist etwa hundert Schritte weiter herauf, und liegt vor einem höhern Absatze, von dem sich die Bode hineinstürzt.

Heute Abend erzähle ichs nicht aus, um eure Geduld zu prüfen.

XXIII.

XXIII.

Fortsetzung des zwey und zwanzigsten Stücks.

Ludwig. Der große Kessel, Vater!

Vater. Wirklich ein scharmanter Anblick! Dies ist ein wahrer Kessel, der in den Steinfels heruntergeht, mitten im Lauf des Flusses. Schwerlich hat ihn das Wasser durch seinen Fall gemacht. Denn der ist nicht hoch; sondern ich glaube, daß er bey Entstehung der Felsen mit entstanden ist.

Fritze. Stürzt sich da das Wasser hinein?

Vater. Ja! das Wasser kömmt da etwas höher von den Klippen herunter, als wo wir bisher gegangen waren: recht als wenn es von einer Treppe herunter flösse. Und da, wo die letzte Stufe ist, da ist unter derselben der Kessel.

Die Größe desselben war diesmal ohngefähr drey Ellen im Durchschnitt. Er mag wohl größer seyn; aber das Eis stand rund herum. Da kömmt denn der Fluß von der Treppe herunter, unter der Eisbrücke her, fällt in den Kessel, wirbelt darinne herum, fließt hernach wieder über, und geht in dem bebrückten Eiskanale zwischen den Felsen fort.

Dorchen. Es soll ja ordentlich in dem Kessel kochen?

Vater. Ja! das thuts auch, aber nicht von einem unterirdischen Feuer, oder von warmen Quellen, die da unten in der Tiefe wären; sondern von dem Fall des Wassers, von der innern Beschaffenheit des Kessels, und von der Bewegung des Wassers in demselben. Dies sprudelnde Kochen sieht scharmant aus, und man sollte Stundenlang davor stehen.

Wenn das Wasser von einem Mühlenwehr herab fällt; so schlägt es Wellen, und wirbelt sich mit vielem weißen Schaum, im Kreise herum, bis es wieder abfließt. So ists hier nicht. Hier ist gar kein Schäumen; sondern ein wahres Kochen. Man sieht einen kochenden Topf, oder Kessel über dem Feuer; oder man sieht diesen Kessel. Wie in dem Topfe das Wasser von unten herauf sprudelt, und dann oben auf der Fläche sich etwas erhebt, zur Seite abstoßt, und wieder von unten herauf stoßt; so ist es hier.

Ludwig. Wie geht denn das aber zu?

Vater. Ich habe mirs ganz natürlich so erklärt. Die Höhlung des Kessels in dem Felsen geht Trichterförmig herunter, wie bey einem Topfe: oben weit, und unten spitz. So wie nun das Wasser hineinfällt, und unten hinkömmt, so wird es durch das beständige Zuströmen von oben, wieder in die Hö-

he getrieben, und also in eben der Bewegung erhalten, wie ein Topf, der auf dem Feuer kocht. Daher kömmt es auch, von dieser beständigen unaufhörlichen Bewegung, von oben nach unten, und von unten nach oben zu, daß hier in dem Kessel das Wasser bey der strengsten Kälte nicht zufrieren kann. Denn es ist unmöglich, daß sich da Eis ansetzen kann.

Wenn man oberwärts über den Kessel, wo Löcher in dem Eise sind, ein großes Stück Eis, in ein solches Loch wirft; so nimmt es der Fluß mit bis in den Kessel, wenn es nicht wo hängen bleibt. Es stürzt sich in den Kessel, wird mit bis in den Grund genommen, wieder in die Höhe gebracht, und in dem Flusse fortgeführt.

Fritze. Aber der Kessel soll ja keinen Grund haben? Ob das wahr seyn mag?

 Vater.

Vater. Auf der Erde, und in der Erde muß alles seinen Grund haben: auch das tiefste Weltmeer hat seinen Grund. Wie vielmehr ein so kleines Ding, wie dieser Kessel ist? Ich dachte auch sonst: er wäre wenigstens so tief, daß man den Grund nicht erreichen könnte; allein es ist nicht wahr.

Die Liebe zum Wunderbaren bey den Leuten, aus der alle Fabeln und Mährchen entstanden sind, hat auch vorgegeben: dieser Kessel sey unergründlich. Ich habe ihn aber mit einem Senkbley von anderthalb Pfund schwer, und einem starken Bindfaden, ring herum gemessen: da kamen nicht mehr, als etwa neun bis zehn Ellen heraus. Das war seine ganze Tiefe.

Bey dem Einsenken des Bleyes konnte man an den Seiten fühlen, daß die Höhlung unten trichterförmig und spitz zulief.

Wir giengen über den Kessel noch eine Strecke hin, wo die Felsen weiter von einander standen, und der Fluß breiter wurde. Hier begegneten uns noch eine Menge Holzschlitten.

Wenn es aufthauet, und das Wasser anläuft; so könnt ihr euch vorstellen, was hier für eine Menge Wasser durchstürzt. Die Leute sagten uns, daß es bey dem Kessel, wo die Felsen enger zusammen stehen, auf funfzehn Ellen hoch gienge. Das möchte ich wohl einmal von oben herunter sehen. Denn gleich über dem Kessel, nach Mittag zu, ist der entsetzlich hohe Fels, der oben auf seiner Spitze die Roßtreppe hat.

Was nun da an den Felsen herum, bald in der Mitte, bald an einem Abhange, bald auf der Spitze, die Natur für sonderbare Gestalten gebildet hat, könnt ihr euch kaum vorstellen. Da öffnen sich zwey Felsenstücken

neben

neben einander, wie ein Thorweg. Dort steht auf einer überhangenden Spitze, eine steinerne Figur, wie ein altes Weib mit der Kappe, und dergleichen mehr.

Fritze. O Vater! hättest du uns doch nur mitgenommen. Nun machst du einem erst das Herz so groß.

Vater. Was nicht geschehen ist, darinn muß man sich ergeben. Das artigste, was ich hier noch sahe, waren ganze Orgelwerke von Eiskristall, an den glatten Felsen herunter.

Dorchen. Wie waren denn die dahin gekommen?

Vater. Von den Quellen, die mitten in den Felsen entspringen, an den glatten Seitenwänden herunterfließen, und in den Fluß fallen. So wie nun da das Wasser heruntergelaufen war, war es durch den Frost erstarret, und hatte die Orgelpfeifen, große

und kleine, und andere Figuren gebildet. Dies sahe wieder unvergleichlich aus, wie der weißeste Kandiszucker.

Doch ich werde heute Abend nicht fertig.

XXIV.

Fortsetzung des drey und zwanzigsten Stücks.

Dorchen. Bliebst du denn noch lange da, Vater?

Vater. Ein Paar Stunden haben wir wohl zugebracht. Und ich wäre noch länger da geblieben. Es war gar nicht kalt, und man konnte sich an den Winterschönheiten der Natur nicht satt sehen.

Nun machten wir uns auf den Rückweg. Bey dem Kessel herunter ist es etwas gefährlich, und glatt. Da muß man sich ja

in Acht nehmen, weil es Bergunter geht, daß man nicht mit den Füßen und Hacken vorwärts ausgleitet, und mit dem Rücken nachfolgt. Sonst könnte man leicht in den Kessel gerathen.

Als wir die Hälfte Weges wieder von dem Kessel wegwaren, fand ich noch etwas, welches mir sehr angenehm war, und meine ganze Reise belohnte. Das rathet ihr aber nicht, und wenn ihr zwanzig Jahre drauf rathen würdet.

Dorchen. Laß uns rathen, Vater! Es hatte wohl einer was verloren. Wars eine Uhr?

Vater. Nein.

Fritze. Eine Geldbörse.

Vater. Auch nicht.

Ludwig. Wars ein Thier? ein Vogel? ein Käfer, oder ein Stein?

Vater. Du bist mir der rechte. Du kömmst auf die Spur. Ein Thierchen war es: ein ganz allerliebstes Thierchen! Das einzige lebendige Geschöpf, das ich hier unten zwischen den Felsen, in dieser Jahreszeit, gesehen habe. Gebt euch aber nur keine Mühe. Ihr rathets doch nicht.

Es war ein Spitzmäuschen, das vor mir über den Weg auf dem Schnee hinlief. Da ichs haschen wollte, krochs in den Schnee. Ich paddelte ein Bißchen. Husch! kams wieder vor. Da hatt' ichs. Kaum einen Zoll lang. Auf dem Rücken Kastanienbraun. Unter dem Bauche Silber weiß. Das Fellchen so weich; ach so weich, wie der schönste Sammt.

Eine ganz ungewöhnliche, und vielleicht unbekannte Art. Vorn ein Rüßel, wie ein Maulwurf. Weit unter dem Rüßel das Mäulchen mit scharfen Zähnen. Der Rüßel

ganz

ganz mit Haaren bewachsen. Die Vorderfüße ordentliche kurze Paddelfüße, wie ein Maulwurf. Die Hinterfüße und der Schwanz, wie bey einer Maus. Ich glaube, daß dies Thierchen in der Natur den Uebergang, von der Maus zum Maulwurfe, mache.

Ich kann euch nicht sagen, Kinder! was ich mich über dies Thierchen freuete. Ich nahm es in einer Papiertute mit.

Ludwig. O weis doch, Vater! Wo ists denn?

Vater. Geduld! Ihr sollts sehen. Ich habe es schon in Spiritus in einem Glase.

Du lieber Gott! dacht' ich. Dies kleine Thierchen lebt hier in der größten Kälte, verfriert seine zarten Füßchen nicht, kriecht unter dem Schnee fort, findet sein Bißchen Nahrung doch mitten im Winter. Und Gott hat ihm so ein niedlich warmes Kleidchen ge-

geben.

geben. Wenn ich mir vorstelle, daß der große Vater der Natur auch an dies Thierchen denkt, und für seine Erhaltung sorgt; so muß ich Gott ganz verkennen, wenn ich glauben sollte: er könnte des Menschen vergessen.

Dorchen. O das liebe Thierchen mit seinem Sammtpelzchen! Weis es doch, Väterchen!

Vater. Das wars aber noch nicht alles. Da ich das Thierchen im Gasthofe besahe, war alles an ihm lebendig. Auf seinem Felle krochen viele Flöhe herum, die darinn gewohnt hatten. An seinem Maule und Rüssel saßen viele kleine schwarzgraue Milben, so klein, daß man ihre Füße nicht sehen konnte. Man sahe auf dem Papiere, sich nur kleine Punkte bewegen.

Denkt einmal: diese Thierchen lebten wieder an dem Thierchen, und von seinen Säften.

ten. Die wußten von keinem Winter. In dem weichen Felle war es warm genug für sie. Wenn das Mäuschen Futter hatte, hatten sie auch was. Es gab ihnen aus seinem Rücken, von seinem Blute wieder was ab. Sie reisten mit ihm, auf diesem lebendigen Wägelchen, von einem Fels zum andern; über das Eis; durch den Schnee durch, und befanden sich sehr wohl. Wie gut ist Gott, der auch solche kleine Thierchen, an andern Thierchen ernähret!

Und nun — da habt ihr das Glas. Beseht das Thierchen.

Alle. O! ein scharmantes Thierchen!

Fritze. An die Blechhütte, Vater! sollt' ich dich erinnern.

Vater. Diese besahen wir auf dem Rückwege.

Es waren darinn zwey Ofen mit einem entsetzlichen Feuer. An jedem Blasebälge,

die

die vom Wasser getrieben wurden. Die heulten, daß einem die Ohren wehe thaten. Vor jedem ein großer eiserner Amboß, auf welchem der große Hammer, den auch das Wasser trieb, und durch eine Welle in die Höhe hob, und fallen ließ, das glüende Eisen schmiedete. Der Hammer soll über funfzig Zentner haben. Da könnt ihr denken, wie alles schütterte, wenn er niederschlug, und wie die Funken stoben.

In den Oefen wird das Eisen glüend gemacht, das sie dazu in Stangen von den Eisenhütten bekommen. Diese bringt ein Mann in den Ofen, und läßt sie glüend werden. Alsdann bringt er sie mit der Zange auf den Amboß, und läßt den großen Hammer so lange drauf schlagen, wobey ers immer drehet und wendet, bis es so dünne wird, als die Blechplatten seyn sollen.

Die Leute sehen da von Dunst und Hitze entsetzlich viel aus. Ob es draußen gleich noch so kalt war; so giengen sie fast alle in bloßen Hemden. Und waren doch gesund.

Dies ist das Eisenblech, das uns im menschlichen Leben so viele nützliche Dienste thut. Ohne dasselbe hätten wir in den Küchen keine Lampen, keine Löffel, keine Durchschläge, Kellen, und dergleichen. Ihr hättet keine Pennale.

Fritze. Pennale? Die sehen aber so blank aus.

Vater. Hast du nicht gesehen, wie viele schöne Blechsachen der Klempner auf seinem Laden stehen hat? Die sehen auch blank aus. Alles Eisenblech, was der Klempner zu Haus- und Küchengeräthe verarbeitet, wird überzinnt, oder mit Zinn überzogen; was aber der Schmidt und Schlosser gebraucht, zu Ofenthüren, an den Kutschen,

und Wagen, und zu andern Nothwendigkeiten des menschlichen Lebens, das bleibt schwarz.

Seht, Kinder! die Materialien zu solchen nützlichen Dingen hat der liebe Gott in die Erde, in schlechten Stein, gelegt; der Mensch aber hat es durch seinen Verstand, und durch die Erfindungskraft seiner Seele, herausgebracht. Wie vielerley gehört aber nicht dazu, und wie oft muß der Eisenstein erst durchs Feuer, und durch der Menschen Hände gehen; wie viele Maschinen, Mühlen, Räder, Hammer und Zangen müssen erst dazu Tag und Nacht arbeiten; wie treue Dienste muß auch dazu das Wasser thun, ehe das in dem Stein enthaltene Eisen das Blech wird, das uns so manchen Vortheil gewähret?

Mit Vergnügen; mit Anbetung und Bewunderung der großen Werke Gottes, auch im Winter, kam ich nach Hause.

XXV.

Die Mücken.

Dorchen. Ich weiß nicht, was mir diese Nacht immer vor den Ohren gewesen ist. Ich konnte nicht davor schlafen. Hiß — ß — ß — ß — gieng es immer. Und das so fein, so fein, daß es einem recht im Kopfe zitterte.

Karl. Das will ich dir wohl sagen, was das gewesen ist. Siehe nur erst einmal in den Spiegel. Da wirst du es sehen, was diese Nacht so gesummet hat.

Dorchen. Du hast gewiß Lust, mich zu vexiren, Karl! Wie kann ich denn im Spiegel sehen, was mir diese Nacht auf der Kammer vor den Ohren gesungen hat.

Karl. No; so thue mir nur den Gefallen, und kucke einmal in den Spiegel. Ich vexire dich wirklich nicht. Du sollst

es sehen, so wahr, als ich Karl heiße. Ha! ha! ha!

Dorchen. Das kann ich endlich leicht thun. Himmel! wie sieht mein Gesicht aus? Eine Buckel bey der andern. Hab' ich mich drum diese Nacht so kratzen müssen.

Karl. Siehst du? Das sind die Summdinger, die dich so gestochen haben.

Dorchen. Summdinger? Was für Summdinger? Die kenn' ich nicht.

Karl. J! Mücken sinds, wenn du es wissen willst.

Dorchen. Wie kämen denn die in die Kammer? Draußen hab' ich sie wohl in der Luft tanzen gesehen.

Karl. No; du kannst es glauben. Da kömmt eben der Vater her. Vater! Dorchen will nicht glauben, daß es die Mücken so gestochen haben.

Vater.

Vater. Nichts anders, mein Kind! Denn die haben einen bösen Stachel.

Dorchen. Die Mücken? einen Stachel? Diese so kleinen Thierchen? Ich dächte, die Bienen hätten nur einen Stachel?

Vater. Die Mücken auch. Damit saugen sie das Blut aus.

Dorchen. Die Mücken? Das ist doch artig. Wenn ich nur wüßte, wie sie in die Kammer kämen?

Vater. J! sie kommen ins Fenster, und singen dir erst was vor den Ohren. Hernach lassen sie sich so sachte auf dein Gesicht nieder, und saugen dir das Blut aus, daß du es nicht fühlst, als nachher, wenn es juckt und brennt.

Dorchen. So ist das mit den Mücken? Wartet, ich werde die Fenster hübsch zumachen. Ich bedanke mich für eure Nachtvisiten. Aber die Dinger müssen doch artige

Flügelchen haben, daß sie so niedlich damit singen und summen können?

Vater. Das thun sie nicht mit den Flügeln, so wenig, als die großen Fliegen; sondern mit etwas ganz anderem.

Dorchen. Nicht mit den Flügeln? Womit denn?

Ludwig. Nicht mit den Flügeln, Vater? Das wäre doch sonderbar? Das hab' ich denn doch noch nicht gewußt.

Vater. O! es ist noch vieles bey deinen Insekten, die du sammlest, was du noch nicht weißest, und was wir alle noch nicht wissen.

Die Mücken aber machen den singenden Ton mit ganz kleinen Instrumenten, die sie an jeder Seite unter den Flügeln haben. Dorchen! lauf nur einmal nach der Kammer, und hole uns eine Mücke. Da flattern gewiß noch welche an den Fenstern.

Ludwig. Wir alle mit. Das muß ich wissen, wie die Dinger das Gesinge machen. Hier, Vater! sind wohl drey.

Vater. No; so gebt einmal eine her. Ich will sie erst an eine Nadel stecken. So können wir sie besser besehen.

Hier heb' ich den einen Flügel auf. Seht ihr da das kleine Dingelchen? Hier, wo ich mit der Nadel hinweise! Dies Stielchen? Oben ein Knöpfchen?

Ludwig. O ja! Ich sehe es sehr gut. Was ist denn das?

Vater. Das nennt man das Halterchen; das Hämmerchen; die Balanzirstange. Seht ihr aber auch drüber das kleine Schuppchen? Bey den großen Fliegen ists sehr deutlich zu sehen. Fangt einmal eine.

Karl. Da ist eine. O! ich sehe das Ding schon.

Vater. Wenn nun die Mücke fliegt; so zittert das Hämmerchen beständig, und schlägt an das kleine gespannte Schuppchen, oder Häutchen. Davon entsteht der singende Schall, davor du, Dorchen, des Nachts nicht schlafen kannst. Wie ein Paar Trommelstöckchen schlagen die Hämmerchen auf die Häutchen. Dann singen die Mücken. Und wenn ihrer viele in der Luft tanzen; so ist es ein mächtiges Gesinge, wie ihr oft gehört habt.

Dorchen. I! so sind ja die Mücken kleine Trommelschläger; kleine Tambours?

Ludwig. No; das ist mir lieb, daß ich das weiß. Stille! da will ich Amtmanns Ferdinanden was aufzurathen geben, der sich so viel auf seine Insekten einbildet.

Vater. Sie müssen auch den Mücken wohl beym Fluge helfen. Wenigstens erleichtern sie den Flug sehr bey den großen

Aasfliegen. Schneidet man da das eine Schuppchen und Hämmerchen mit der Scheere ab, und läßt die Fliege fliegen; so fällt sie immer auf die eine Seite, wo es fehlt. Schneidet man sie beyde ab; so kann sie fast gar nicht fortkommen, und fliegt erbärmlich.

Ludwig. Ey! das werd' ich gleich probiren.

Dorchen. Ja! daß du brav was zu quälen hast. Da werden gewiß ein Paar hundert Fliegen dran müssen.

Ludwig. Die reichen nicht.

Vater. Nein! Ludwig, das thue nicht. Das ist unrecht. Wenn du es mit einigen probirt hast; so höre auf. Dazu hat uns der liebe Gott die Kreaturen nicht gegeben, daß wir sie quälen und verstümmeln; sondern daß wir von ihnen lernen, und die große Weisheit erkennen sollen, mit der er sie gebildet, und auch ihre kleinsten Theil-

 chen,

chen, wie hier die Hämmerchen an der Mücke, zu so besondern Absichten eingerichtet hat. Kann wohl ein Mensch das nachmachen?

Dorchen. O nein! Der liebe Gott kann gar zu schöne Sachen machen. Wenn mir nun die Dingerchen des Nachts wieder was singen; so will ich nicht mehr böse auf sie seyn; sondern an den lieben Gott denken, der sie so artig und niedlich gebildet hat.

XXVI.

Fortsetzung des fünf und zwanzigsten Stücks.

Mückenstachel und Flügel.

Vater. Heute, Kinder! wollen wir noch einmal bey der Mücke in die Schule gehen. O! wir haben da noch viel zu lernen. Wo ist Ludwig?

Ludwig. Hier, Vater! Ich habe da eben eine Mücke erwischt. Der kleine Henker hat mich gestochen! Ich dachte, da sie sich auf die Hand setzte: nun willst du einmal recht zusehen, wie sie es macht. Da suchte sie — suchte erst mit dem Rüssel vorne, auf der Haut hin und her, bis sie eine Stelle fand, die ihr gefiel. Da stellte sie sich mit den Beinen feste, und nun giengs los. Der Stachel gieng gerade hinein. Erst fühlte ich nichts. Aber hernach, da brennte und stach es. Ich hielts aus. Wohl bald eine Viertelstunde. Paz! schlug ich mit dem Finger zu. Da quetschte die Mücke. Kucke einmal das Blut. Wie dicke sie sich gesogen hatte? Und nun ists eine dicke Buckel. O! das juckt, daß ichs gleich kurz und klein kratzen möchte.

Vater. Du kannst deinen Mückenstich gut erzählen; aber du weißt lange noch

 nicht,

nicht, wie sie es macht, wenn sie sticht und saugt.

Ludwig. Ich das nicht wissen? Ich habs ja gesehen?

Vater. Hast nichts gesehen. Sollsts erst sehen. Nur ein Bischen Geduld.

Erst muß ich dir sagen: nur die Männchen stechen. Die Weibchen haben keinen Stachel.

Ludwig. I! das wäre ja.

Vater. Wenn sich nun die Mücke auf deine Hand setzt; so denkst du wohl: sie sticht den haarichten Rüssel, den du gesehen hast, sogleich hinein.

Ludwig. Ja! so hab' ichs gesehen.

Vater. Freylich scheint es so. Was aber da im Verborgenen vorgeht: das hast du nicht gesehen. Da sind viele und große Wunder Gottes zu sehen.

Dorchen. O! laß sehen, Väterchen!

Vater. Der rauche Rüssel, Ludwig! das ist nur die Scheide. Darinn steckt erst der Stachel. Wenn sie den Rüssel auf der Haut ansetzt; so sucht sie erst ein offenes Schweißloch in derselben. Dann steckt sie den Stachel hinein — recht tief ins Fleisch, daß das Blut kömmt, und das saugt sie denn in sich. So wie der Stachel hineingeht; so schrumpft sich die Haut der Scheide dichte zusammen, und wenn sie den Stachel herauszieht; so fährt die Scheide wieder darüber.

Siehst du: so machts die Mücke, wenn sie sticht, und saugt.

Ludwig. Ey! das hätt' ich nicht gedacht. Nun sehe ich wohl, daß ich vieles noch nicht weiß.

Vater. Du sollst gleich noch mehr erfahren. Schaff ein Paar Mücken.

Ludwig. Die will ich bald kriegen. Hier sind sie.

Vater. No; so wollen wir denn einmal einen Mückenstachel, unter dem Vergrößerungsglase besehen. Seht, hier schneide ich den Rüssel ab, und lege ihn zwischen diese beyden Glasplatten, daß ich ihn etwas drücken kann. Kucke einmal herein.

Ludwig. Das ist ja ein abscheulich haarichtes Ding.

Vater. Es ist die bloße Scheide. Gieb Achtung. Ich will ein Bischen drücken.

Ludwig. Ach! da kömmt der Stachel. Der ist ja braun, wie Horn. O! über das spitze Ding!

Vater. Siehst du weiter nichts daran? Vorne an der Spitze mußt du zusehen.

Ludwig. O! lauter kleine spitze Häkchen seh' ich.

Vater. Das sind Widerhäkchen, womit sich der Stachel festhält. Bedenke einmal, wie klein? Hundert und vierzig tausendmal kleiner mußt du dir alles vorstellen, als du es hier siehest. Das ist erst die natürliche Größe.

Ludwig. Das kann man ja gar nicht sehen?

Vater. Das kann man auch nicht. Lerne hier, daß viele Dinge in der Natur sind, die wir mit keinen Augen sehen können, und die doch ihre Dienste thun, die sie nach Gottes Absicht thun sollen.

Dorchen. Vater! weise uns doch auch einmal einen Mückenflügel. Der muß unter dem Glase scharmant aussehen.

Vater. O! recht gerne. Da sieh' einmal herein. Ich habe einen Flügel untergelegt. Was siehest du?

Dorchen. Scharmanteres kann man gar nichts sehen. Was ist dagegen aller Kleiderputz? Wie ein Palatin? Wie ein gefrornes Bäumchen? Ach! an den Seiten die spitzen Dingerchen, wie kleine Messerchen. Was ist das alles? Ich kann mich nicht satt sehen.

Vater. Das sind wahre Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes. Wer hat eins davon erfunden? Welche Kunst kann ein solches Büschchen nachmachen? Keins vergeblich. Alles dazu, den sanften Flug des Thierchens zu erleichtern.

Nun wollen wir den Flügel einmal ein Bischen abwischen, und von den Stäubchen, die am Finger sitzen bleiben, einige aufs Glas bringen. Sieh einmal!

Dorchen. Das sind ja alles kleine Federchen. Ach Gott! wie schön ist das?

Vater. Die stecken alle in der zarten Haut des Flügels. Wenn nun das Thierchen

fliegt;

fliegt; so fangen sie damit Luft, und erleichtern ihm das Fliegen. Sie sind ganz anders beschaffen, als die Federchen auf den Schmetterlingsflügeln. Einem Jeden, auch dem kleinsten Thierchen, wie dieser Mücke, hat Gott gegeben, was es braucht.

Das ist eben Weisheit Gottes.

XXVII.

Die Geburt der Mücken.

Dorchen. Aber, Vater! da du uns gestern so viel schönes von den Mücken gewiesen hast; so möcht' ich doch wohl wissen, wo die Dingerchen herkommen?

Ludwig. Das weiß ich doch auch noch nicht. Von den Schmetterlingen weiß ichs wohl. Diese legen Eyer. Daraus kommen Raupen, und wenn die ihre Zeit gefressen haben; so verwandeln sie sich in Puppen,

und dann in Schmetterlinge; aber von den Mücken weiß ichs nicht.

Vater. Wo die Mücken herkommen? Aus dem Wasser. Was sagt ihr dazu?

Dorchen. Aus dem Wasser? Vater! du spaßest. Marie hat doch so manchen Eimer Wasser hier aus dem Brunnen gezogen; ich habe aber noch keine Mücke darinn gesehen.

Vater. Genug, aus dem Wasser kommen sie.

Ludwig. I! Vater. Das kann ich unmöglich glauben. Das hab' ich wohl gesehen, daß die Mücken ins Wasser fallen, und ersaufen. Aber sie können nicht wieder herauskommen, wenn ihre zarte Flügelchen naß werden. Und du sagst doch: sie kämen aus dem Wasser?

Vater. Wenn ihrs nun selbst sehet, mit euren Augen sehet, wollt ihrs denn glauben?

Ludwig. Ja! dann glaub' ichs.

Vater. No; so will ich euch heute einmal eine Lust machen, dergleichen ihr noch nicht gehabt habt.

Ludwig. Da sollen wir wohl gar die Geburt der Mücken sehen?

Vater. Was anders, als dieses, damit du, ungläubiger Thomas! andres Sinnes werdest.

Ludwig. No; Vater! wenn du das kannst, uns die Geburt der Mücken weisen; aber aus dem Wasser; so will ich auch mein Tage nichts wieder sagen.

Vater. Ich will jetzt gar nichts mehr sagen. Draußen, der schwarze modrichte Graben, wovor euch immer so ekelt, der soll dir bald den Glauben in die Hand bringen.

Ludwig. Ich will doch nicht hoffen, daß die Mücken da aus dem Moder wachsen?

Vater. Wachsen? wachsen? Nichts lebendiges wächst hervor, wie ein Schwamm,

oder wie eine Pflanze; sondern es wird von seines gleichen erzeugt und geboren. Das merke dir in der Natur ein für allemal.

Weiter will ich aber jetzt nichts sagen, hörst du wohl?

Dorchen. J! Ludwig; du mußt auch den Vater nicht verdrüßlich machen.

Karl. Ja! so macht ers immer. Ewig hat er was einzuwenden.

Ludwig. Bist doch nicht böse, bestes Väterchen? Ich glaube dir alles. Nur daß die Mücken aus dem Wasser kommen, kann ich gar nicht begreifen.

Vater. Ich lobe deine Begierde, mehr zu wissen, und zu zweifeln. Nur muß sie hübsch bescheiden bleiben, besonders gegen Leute, die zehnmal mehr wissen, als du. Auch ist vieles in der Natur, was solchen kleinen Männern, wie du, und deines gleichen, noch unbegreiflich ist.

Nun

Nun aber, allons! Wir wollen ein Bißchen vors Thor gehen. Ludwig! wo ist die Schöpfkelle? Wo sind die Gläser? Vergiß die Stopfen nicht.

Ludwig. Alles parat, bester Vater! O! ich freue mich. Dorchen, Karl! macht. Der Vater ist schon fertig.

Vater. No; so kommt, und folget mir. Da vorwärts hin, wo der schwarze Modergraben fließt.

Dorchen. Ach! da ists eben nicht hübsch.

Vater. In dem häßlichen, stinkenden Modergraben sind die größten Wunder der göttlichen Allmacht und Weisheit. Denen Thierchen, welche darinn leben, ist dieser Graben eben so schön, und angenehm, als euch eine reine Stube, ein weiches Bette, und eine Schüßel mit Zuckerplätzen.

Dorchen. Leben denn darinne Thierchen? Ich mag nicht mitleben.

Karl. J! das glaub' ich wohl. Und diese Thierchen mögen da nicht leben, wo du lebst.

Vater. No; nun solls losgehen. Da, tretet erst einmal hierher vor den Graben, und kukt starre drauf.

Ludwig. O! darinn lebt und schwebt ja alles. Was sind das für Thiere?

Vater. Die Kelle und das Glas her. Nun füll' ich ein. Ah! nun schaut einmal her. Wie das geht? Kopf unten, Kopf oben.

Ludwig. Das sind rechte Harlekins. Die schießen ja beständig Purzelbaum. Wirl! wirl gehts in die Höhe, und so wieder herunter. Das sind lauter schwarze Räupchen. Ueber den dicken Kopf! O Vater! sag doch, was das für Thierchen sind?

Vater. Das sind die Mütter der Mücken, von denen sie herkommen.

Ludwig. Das würden Mücken? No; ich mag nichts sagen; aber —

Vater. Diese Würmer nehmen wir mit nach Hause. Mehr will ich jetzt auch nicht sagen. Da wollen wir sie erst recht besehen.

Ludwig. No; ich will alles geduldig abwarten.

Dorchen. Daran thust du sehr wohl, mein Ludwig!

Vater. Es ist noch helle genug. Seht, hier hab' ich eine Glasröhre, wie an den Wettergläsern. Die halt' ich oben mit dem Finger zu. Nun stecke ich sie ins Wasser. Gebt Achtung. Den da in der Mitte will ich fangen. Ich halte die Röhre gerade über ihn. Nun mache ich oben auf. Seht ihr wohl? Husch! fährt er mit dem Wasser herein, da es oben Luft kriegt. Geschwind aber muß ich wieder mit dem Finger zu halten; sonst bleibt das Wasser nicht darinn,

 wenn

wenn ich die Röhre herausziehe. Aber jetzt halt' ichs über ein Uhrglas, lasse oben los; da ist das Dingelchen mit dem Wasser darinne. Wie es so lustig ist!

Karl. J! das ist doch schnurrig. Wie könnte man sonst die kleinen Thierchen aus dem Wasser herauskriegen?

Vater. Laßt das stehen, wie es steht. Geht in eure Lehrstunde. Hernach sollt ihr alles sehen, wenn ihr fleißig gewesen seyd.

XXVIII.

Fortsetzung des sieben und zwanzigsten Stücks.

Vater. Jetzt thue ich hier ein Tröpfchen Wasser auf den Glasschieber. Das seht ihr doch? Und nun nehme ich ein kleines Pinselchen, fahre damit in das Uhrglas. Husch!

Husch! hab' ich das Würmchen daran. Und nun geschwind damit in das Wassertröpfchen, und unter das Vergrößerungsglas. Schaue mal durch, Dorchen!

Dorchen. O! ich fahre zurück. Welch' ein gräßlich Thier?

Ludwig. Laß sehen. O! über den Kopf und Bart. Ah! es hat ja Zangen. Wie es das Maul aufthut! Es hat ja auch zwey Schwänze.

Vater. Die muß das Thierchen haben. Sonst könnt' es nicht im Wasser leben. Mit dem einen rudert es. Mit dem andern holt es Luft.

Seht einmal, wie sie da im Glase immer herauf spielen, nach der Oberfläche des Wassers. Da hängen sie sich mit der Luftröhre an. Seht ihr da die Blasen? Das ist die Luft, die sie von sich geben, und wieder einziehen. Wenn sie Luft genug gefaßt haben;

so wimmeln sie wieder herunter. Und so geht das immer fort.

Ludwig. Da sind ja aber noch welche im Glase, die haben zwey Ohren?

Vater. Nun werden wir bald näher zur Sache kommen. Diese da, die noch zwey Schwänze haben, das sind die Mückenwürmer, oder die Larven, wie die Raupen bey den Schmetterlingen. Diese aber mit den zwey Ohren, das sind schon die Puppen, aus welchen die Mücken kommen. Diese Ohren sind auch Luftröhren. Sie fahren eben so, wie die andern nach der Oberfläche, und holen damit Luft.

Aber nun, mein Ludwig! nun passe auf. Jetzt giebts was zu verdienen. Siehe her. Ich binde das Glas oben mit Papiere zu, und steche es einigemal mit der Nadel durch, damit die Dinger Luft genug haben. Nun setze ichs hier in den Schrank. Da hast du

selbst

selbst den Schlüssel, damit du nicht denkst: es habe einer Mücken hineingethan. Wenn Morgen früh nicht wenigstens ein halb Dutzend Mücken inwendig am Glase, oder an dem Papiere sitzen; so geb' ich dir einen baaren Gulden.

Ludwig. Vater! Vater! wenn du aber verspielst?

Vater. So kriegst du deinen Gulden. Was kriege ich denn aber, wenn du verspielst?

Ludwig. So viel Mücken — so viel Küsse.

Vater. Der ist klug. Morgen früh sprechen wir uns wieder.

Dorchen. Guten Morgen, Väterchen! Ludwig ist schon vor dem Schranke gewesen. Es sitzen wohl zehn Mücken im Glase. Sein Gulden ist fort.

Vater. No; Ludwig! wie stehts um den Gulden?

Ludwig. Wenn ich nur wüßte, wo die Hexendinger hergekommen wären?

Vater. Das will ich dir gleich zeigen. Hole das Glas. Siehst du nicht die zarten leeren Häutchen da oben auf dem Wasser schwimmen? Da heraus sind die Mücken gekommen. Sieh! da sitzen noch an jeder Haut die zwey Ohren.

O! stille! stille! so eben will eine auskommen. Sachte wollen wir das Glas hinsetzen und zusehen. Siehst du, Ludwig! wie oben hinter den beyden Ohren die Haut platzt?

Ludwig. Wahrhaftig! da kömmt der Mückenkopf schon. Gott! nun der Leib — und nun die Beine. Das hätt' ich nicht gedacht?

Vater. Sieh einmal, wie sie da auf ihrem Grabe so hochbeinig steht, und sich fühlt, daß sie auferstanden ist?

Ludwig. Die Flügel aber seh' ich noch nicht.

Vater. Hier, da kommen sie. Sie sind noch zusammengeklebt, und naß. Husch! da streckt sie einen aus — da den andern.

Ludwig. Ah! sie schüttelt sich ja so oft?

Vater. Dadurch wird sie trocken, und es kömmt alles so hübsch in seine rechte Lage. Gieb Achtung!

Ludwig. Wahrhaftig! da fliegt sie hin, und setzt sich oben ans Glas.

Vater. Glaubst du nun, daß die Mücken aus dem Wasser kommen?

Ludwig. Ach! ja, bester Vater! Da hast du deine zehn Küsse, und hier für die letzte Mücke den eilften.

Dorchen. Mache mir doch auch ein Vergnügen, liebes Brüderchen! da dir der Vater eins gemacht hat. Willst du?

Ludwig. Von Herzen gerne, gutes Mädchen! Was denn für ein Vergnügen?

Dorchen. J! daß ich den armen Thierchen, die uns da so niedlich ausgekommen sind, das Leben schenke, und sie ausfliegen lasse.

Ludwig. Die Lust sollst du haben. Da mache das Glas auf, und laß sie fliegen.

Dorchen. No! so kommt her, ihr armen Gefangenen! ich will euch erlösen. Husch! da fliegen sie hin. Wie sie sich freuen? Glückliche Reise! Singt mir nur des Nachts nichts mehr vor den Ohren.

Ludwig. Noch eins aber, Vater! muß ich dich fragen. Wie kommen denn die Mückenwürmer zuerst ins Wasser?

Vater. J! von den Eyern, die das Mückenweibchen auf das Wasser legt, und das Häufchen so artig zu bauen weiß, daß es wie ein kleiner Kahn fortschwimmt, bis die Würmchen auskommen.

Ludwig. Weiß denn das das Weibchen, daß es die Eyer aufs Wasser legen muß?

Vater. Freylich weiß es das! Es wird sie gewiß niemals aufs Land legen. Das hat es Gott durch die natürliche Empfindung gelehrt.

Ists aber nicht artig, daß die Mückenmütter; die Larven und Nymphen, im Wasser leben; die Kinder aber, die eigentlichen Mücken, als Vögelchen, in der Luft herumfliegen?

XXIX.

Es ist ein großer Fehler, wenn Kinder alles wissen und sehen wollen; alles in Händen haben, oder alles kosten.

Albertine war ein überaus neugieriges Mädchen. Alles mußte es wissen. Alles besehen. Alles kosten.

Wenn ein Kind begierig ist, viel nützliches zu wissen und zu lernen; das ist sehr zu loben. Das ist eine rühmliche Wißbegierde, ohne welche ein Kind gar nichts lernen kann. Denn dies ist eben die rechte Lust, was zu lernen.

Kann aber ein Kind wohl schon alles wissen, was ihm vorkömmt? Darf es auch schon alles wissen? Nein! das wäre ihm eher schädlich, als nützlich.

Will also das Kind immer mehr wissen, als es wissen soll und darf; so wird seine Wißbegierde eine sträfliche, schädliche Neugier, und ein Fehler.

Diesen Fehler hatte Albertine an sich. Es gieng so weit, daß sie auf der Straße die Leute nicht konnte gehen lassen. Ihre Augen flogen herum, wie Falkenaugen. Gerne hätte sie alle gefragt, die ihr begegneten, wo sie hinwollten, und was sie da machen wollten? Sie hatte nur schon ein Paarmal Antworten gekriegt, die ihr nicht gefielen. Kam aber ein Mädchen mit einem Handkorbe, das sie kannte: gleich wurde der Handkorb aufgedeckt, und zugesehen, was darinne war.

So gieng es auch im Hause. Da durfte keiner kommen, der mit Vater oder Mutter allein sprechen wollte: Albertine horchte.

Alle

Alle Augenblicke mußte die Mutter sagen: Albertine laß das stehen. Hast du das schon wieder in Händen? In der Küche, oder, wo in den Schränken etwas herumstand, wurde alles benascht und gekostet.

Dies ist eine sehr üble Gewohnheit, die mit der Zeit ein Kind zu sehr schlechten Gesinnungen bringt. Wird es größer; so will es auch die Fehler anderer gar zu gerne wissen. Weiß es sie; hat es sie wie ein Spion ausgekundschaftet; so wird es auch bald anfangen, darüber zu richten, zu spotten und zu lästern.

Die Frau Orgon wäre kein Spion und Lästerer der Nachbarschaft, und in Gesellschaften nicht so unleidlich geworden, hätte sie nicht in ihrer Jugend den Fehler, und die üble Gewohnheit gehabt, alles, was sie nichts angieng, wissen und sehen zu wollen.

Wißt ihr, Kinder! wie sie Albertinen den Fehler abgewöhnten? Da sie alles sehen wollte; so wurde sie ein Paar mal von den andern wohin gerufen, als ob da was sehr neues zu sehen wäre. Und wenn sie mit starren Augen gelaufen kam, und ganz außer sich war; so war es entweder nichts, oder die muthwilligen Knaben hatten ihr alte Perüken, Schuhbürsten, Topfscherben, oder so was hingelegt, worüber sie brav ausgelacht wurde.

Da sie alles wissen wollte; so wurde ihr manchmal was aufgebunden, und weiß gemacht. Es war einmal im May; da flüsterten die Knaben unter einander, als ob sie was recht neues wüßten, das sie aber nicht sagen dürften. O! wie quälte sie Albertine? Sagt mirs doch? Hört ihr? Ich will euch auch die Hälfte meines Frühstücks geben.

Ja! hieß es, wenn du es keinem wiedersagen willst. O! keinem Menschen — No; so höre. Es sollen heute, oder morgen zwey braune Husarenregimenter hier durchkommen. Behalts ja bey dir.

Zwey braune Husarenregimenter, sprach Albertine immer vor sich hin? Die möcht' ich sehen. Sie war davon so voll, daß sie sich bey Tische selbst vergaß, und lauter tolles Zeug machte. Fragte sie die Mutter; so hörte sie nicht, und antwortete ganz verkehrt. Was ist dir denn, Albertine, sagte die Mutter? Wo hast du einmal die Gedanken? Da sie noch Gemüse fordern wollte, sagte sie: gieb mir doch noch ein Bischen von den braunen Husaren.

Da wurde ein allgemeines Gelächter. Was ist das einmal wieder, fragte die Mutter? Sie mußte mit der Sprache heraus. Albernes Mädchen! sagte sie. Siehst du

denn nicht, daß dir die Jungen was aufgebunden haben? Braune Husarenregimenter — Das sind die Maykäfer. O! wie wurde sie ausgelacht. Das schadet dir nicht. Das kömmt davon, wenn man alles wissen will. Da bist du einmal recht angeführt.

Da sie alles in der Küche, und in den Schränken kostete, und benaschte; so hieß man sie die Katze. Will ich doch eher was vor zehn Katzen verwahren, als vor dir, sagte die Mutter. Alles hat es auch den Augenblick in Händen. No; du wirst einmal ankommen. Das geschahe denn auch. Die Jungen wickelten ein Paar Kohlen in recht schönes weißes Papier, und legten sie in den Küchenschrank. Albertine kam dabey. Die Knaben standen von ferne. Ey! sagte sie, was mag das seyn? Lakritzensaft, antworteten diese. Gieb uns doch ein Bischen von. Husch! ins Mäulchen. O! wie spuckte sie?

Mit solchen Dingen gehts noch an; aber wie schädlich kann nicht oft diese Gewohnheit unverständigen und neugierigen Kindern werden, wenn sie alles in Händen haben, und alles kosten. Sie kennen ja noch nicht alles. Sie wissen noch nicht, ob nicht eine Sache durch bloßes Anrühren, oder Kosten ihnen schädlich werden, ja den Tod bringen kann. Sie wissen noch nicht, ob eine Sache viel oder wenig werth sey, die sie hinnehmen, damit spielen, und dadurch großen Schaden thun können.

So gieng es neulich mit Fritzen, da er auf des Vaters Stube kam, und dessen Uhr auf dem Tische liegen sahe. Erst kuckte ers an. Das Ding pickte. Was muß darinn seyn? Ich möchts einmal aufmachen. Nun nahm er die Uhr hin, hielt sie ans Ohr, und versuchte sie aufzumachen. Indem kam er

in die Stube. Da erschrak er. Bauz! lag die Uhr, und alle Räder entzwey.

An die Geschichte kann ich ohne Schauder nicht denken, die in der Jugendzeitung*) erzählt wird. Ein Paar Knaben hatten auch die Gewohnheit, allerwegen herumzustören, und alles in Händen zu haben. In einem alten Kasten finden sie ein Paar Pistolen. Das war was für sie. Da wurde der Hahn wohl zehnmal aufgezogen, und abgedrückt. Das gab Feuer. Das war eine Lust. Endlich giengs Bauz! und der eine erschoß den andern auf der Stelle. Das kömmt davon, wenn die Kinder alles durchstören, und alles in Händen haben.

Ein andermal gerathen ein Paar naschige Mädchen, die nichts ungekostet lassen konnten, wie Albertine, über eine Papiertute, die ganz hinten im Küchenschranke lag. Es

*) Erstes Quartal 1782. S. 87.

war Unvorsichtigkeit, daß sie da lag. Sie aber konnten sie liegen lassen. Harre! sagte die eine: das ist Zucker, und kostete. Es schmeckt süß. Die andere auch. Und so wurde die Tute halb ausgekostet. Ach Gott! was erfolgte? Es war Rattengift, und sie mußten beyde in vier und zwanzig Stunden unter unsäglichen Schmerzen elendiglich sterben. Das kömmt davon, wenn Kinder alles in Händen haben, und alles kosten.

XXX.

Schlechte Sitten bey Tische.

Bey keiner Gelegenheit fallen die schlechten Sitten der Kinder mehr in die Augen, als bey Tische. Und durch nichts können sich Kinder auch bey andern mißfälliger machen, als durch schlechte Sitten bey Tische.

Das

Das unartige, ungesittete, bäurische, grobe, und unreinliche zeigt sich bey vielen, theils in der Art und Weise, wie sie zu essen pflegen; wie sie sich abwischen; wie sie Löffel, Messer und Gabel führen; wie sie trinken; wie sie den Teller hinnehmen; wie sie die Hände und Finger; auch den Mund gebrauchen; was sie für Minen und Gebärden machen; theils in der Art und Weise ihres ganzen Verhaltens bey Tische; wie sie sitzen; wie sie sprechen; wie sie die Füße halten, u. s. w.

Albertine! sagte die Mutter; wie sitzest du? Wie läßt das, wenn du mit dem Rücken am Stuhle liegst, und das Essen vom Teller eine weite Reise zu dem Munde thun lässest? Sitze doch gerade. Der Rücken wird nicht gleich zerbrechen.

Karl! Du machsts ja noch toller. Liegst du doch mit dem ganzen Gesichte auf dem Teller, als wenn du keine Augen hättest.

Der Maulwurf muß es wohl so machen; aber du nicht.

I! Dorchen; wer wird denn den Löffel so mit der ganzen Hand zur Queere fassen. So machens ja die Bauern. Sieh doch, wie wir ihn halten. Mit der Spitze mußt du ihn allemal zum Munde führen.

Was ist das einmal für ein Essewerk? Seht, wie es mit beyden Händen vor dem Munde ist; wie es das Fleisch und Brod nicht abbeißt; sondern mit den Fingern nachstopft? Hast du keine Gabel? Das hast du gewiß von deinen Eichhörnchen und Kaninchen gelernt. Die machens just auch so. Fi! was das häßlich ist, wenn sich die Kinder von den Thieren was angewöhnen? Sieh einmal, wie blank die Finger sind? Kein Fleischer hat sie so blank. No; das fehlte noch: hübsch abgeleckt. Das läßt. Unser Kater

leckt sich auch die Pfötgen rein. O über die Sitten!

Gottlieb! willst du bald die Gabel hinlegen? Wer wird die so in die Höhe stellen? Wie bald kann sich eins in die Augen stechen? Nimm doch den Löffel nicht so voll Suppe. Wie das nun wieder herunter läuft? Ist es doch, als wenn man bey einer Mühle wäre? Da möchte einem ja aller Appetit vergehen.

Seht einmal den da! Eberhard! so zerreiß doch das Fleisch nicht mit den Fingern. Wofür hast du denn das Messer? Unser Phylax an der Kette kanns ja nicht ärger machen. Noch besser. Nun wischt er gar mit den Fingern den Teller ab. Nimm ihn doch lieber vors Maul, und thue es mit der Zunge. Borge sie aber erst von Phylaxen. O! über die häßlichen Sitten! Wie er die Zähne fletscht, und das Maul aufsperrt?

Geht ihr denn mit lauter Hunden und Katzen um?

Dorchen! wer wird denn immer so aufschnauben? Hast du kein Schnupftuch? Wie es sich abwischt? So fein hübsch mit der Hand und dem Ermel über das Maul her? Just so machte es neulich Töffel in der Gesindestube, den ihr so auslachtet. Hast du keine Serviette? Ich weiß es auch nicht.

Wo ist denn dein Brod? Hast du es schon wieder verkrumt? Ach! wenn das manches armes Kind hätte? Wie die Krumen da herumliegen, und hernach mit Füßen getreten werden? Das Brodverkrumen will ich dir noch abgewöhnen. Nicht ein Häppchen eher wieder, als bis alle Krumen aufgegessen sind. Denkst du denn nicht, daß diese üble Gewohnheit eine große Sünde sey? Du betest: unser täglich Brod gieb uns heute.

Und

Und wenn dirs der liebe Gott giebt; so verkrumst du es. Ist das Recht?

Riekchen sitze doch mit den Füßen stille. Wir brauchen hier kein Geläute. Sieh einmal dein Glas an, woraus du getrunken hast. Da sitzen ja noch alle fünf Finger daran. Wer wird wieder daraus trinken wollen? Fi! welche Unreinlichkeit! Kannst du dich denn nicht erst abwischen? Was das einmal für Minen sind? Konnte sie doch neulich der kleine Affe auf dem Bär nicht poßierlicher machen? Wer wird denn den Teller so hinnehmen? Hättest du nicht um ein Haar das Kleine mit heißer Suppe begossen?

Ich glaube gar, Minchen! du willst ein Bischen singen? Das schickt sich wohl recht gut bey Tische? Ueber das Geprale! Kinder müssen bey Tische entweder gar nicht, oder doch sachte und bescheiden sprechen. Es

sind

sind größere und verständige da, die auch reden wollen.

Fickchen! Wer wird denn andern in die Rede fallen, wenn sie sprechen?

No; dich kann man hören, Ludwig! wenn du issest. Man braucht dich nicht zu sehen: so schmackst du. Dacht' ich doch, ich wäre auf dem Hofe vor dem Stalle gewisser Thierchen? Schlurfe doch nicht so, wenn du Suppe issest. Es wird einem ja ganz übel davon.

Wo du gesessen hast, Moritz! das kann man auch sehen. Auch was du gegessen hast. Wie da der Kohl, und die Wurstschaale an der Erde herumliegt? Recht, als wenn man bey dem Troge der Ferkel wäre.

Laß die Hände davon, Karoline! Kannst du Geduld haben? Das läßt wohl recht schön, wenn die Kinder alles auf dem Tische betasten, und erst die Finger darinne

haben,

haben, was hernach andere in den Mund nehmen sollen?

Müßt' ich mich nicht tod schämen, wenn ihr anderswo zu Tische gebeten würdet, und ihr führtet euch bey andern Leuten auch so auf? Kinder mit so schlechten Sitten bey Tische bittet man gewiß nicht wieder. Wie gefiel euch neulich Hofraths Louischen, da wir sie hier behielten? Da ekeltet ihr euch selbst vor dem unreinlichen Essen. Seht, so ekeln sich andere vor euch, wenn ihrs auch so macht. Wie artig und beliebt machte sich, nicht hingegen die Fräulein von ***? Das war ein Kind. Das hatte Sitten bey Tische, daß man sich nicht genug freuen konnte. Wie reinlich; wie bescheiden; wie sittsam; wie artig; wie ungezwungen in allen ihren Manieren? Wie ließ ihr alles so niedlich zu? Von der könnt ihr was lernen?

Aber

Aber die gezierten Sitten bey Tische sind eben so unangenehm, als die groben und bäurischen. Wie lachtet ihr nicht neulich über die zierige Antonette? Wie auf Drath gezogen, saß sie da? Hände und Finger bewegte sie nur nach dem Takte. Den Mund spitzte sie zu, wie eine Nadel. Und wenn sie sprach, so war es wie abgezirkelt. Alles gezwungen. Nichts natürliches. Ich dachte nicht anders, als es säße eine aufgezogene Uhr am Tische.

XXXI.

Das liebe Brod.

Dorchen! Dorchen! sagte der Vater; wie lange soll ich dir sagen: verkrume das liebe Brod nicht so bey Tische. Die Mutter hat dir schon neulich gedrohet: sie wolle dir den Fehler abgewöhnen; aber du

kehrst dich an nichts. Soll ich dich schlagen; so wirst du es so lange unterlassen, als du die Ruthe siehest. Bloß, weil du dich vor den Schmerzen fürchtest, die dir die Ruthe an den Fingern macht. Du wirst aber deshalb es noch lange nicht darum thun, daß du erkennest, wie sehr unrecht du daran handelst?

Aus deiner Seele wollte ich gerne den Fehler herausbringen, daß du das liebe Brod nicht so verachten, und geringschätzen solltest. Denn wer es am Tische so verkrumt, und hinwirft, was er nicht essen will, der thut das; der hält es für eine so geringe Sache, die man zu nichts weiter gebrauchen kann; etwa wie den Sand, den man mit Füßen tritt. Und das thust du.

Nun ich denke, du wirsts gewiß nicht mehr thun, wenn ich dich, und euch alle, Kinder! mit dem Brode, das ihr täglich genießet,

nießet, recht bekannt mache. Ihr wißt es noch nicht, was es für eine große Wohlthat Gottes sey. Gewiß eine der allergrößten, die wir gar nicht entbehren können, wenn wir gesund bleiben, und das Leben erhalten wollen. Ihr wisset noch nicht, wie viel, wie erstaunlich viel dazu erfordert werde, ehe das Korn, das aus der Erde wächst, das Brod wird, das wir hier auf dem Tische haben, und zu allen andern Speisen zu genießen, wenn sie uns gut bekommen sollen. Ihr wisset noch nicht, wie überaus weise, und künstlich der liebe Gott dazu alles in der Natur eingerichtet hat, daß wir Korn und Brod haben. Wenn ihr das wißt, und bey jedem Bissen Brod den ihr in den Mund steckt, recht bedenkt; so hoff' ich: ihr sollt das liebe Brod nicht mehr so gering schätzen, und verkrumen, als ihr bisher gethan habt.

Dorchen.

Dorchen. O Vater! du machst mich über das Brod angst und bange. Das dacht' ich ja nicht, daß es damit so wäre. Ich dachte, man könnte es klein krumen, und damit, wie mit Sande, spielen.

Vater. Du hörst aber nun, daß ein Stückchen Brod unendlich mehr werth sey, als die ungeheure Menge Sand, der am Meere liegt.

Dorchen. Ey! das sollt ich nicht denken. Wenn wir keinen Sand hätten; so würd' es doch gar häßlich in unsren Stuben aussehen.

Vater. Als Robinson auf die wüste Insel kam, da war doch Sand genug. Nicht wahr?

Dorchen. O! in großer Menge.

Vater. Da machte er sich wohl gleich ein Gerüchte davon zu rechte, und aß es?

Dorchen. J! Vater? Den Sand kann man ja nicht essen.

Vater. O! wie lief er herum, ob da nicht etwa der Brodbaum wüchse, dessen Frucht man wie Brod essen kann. Wie freuete er sich, da er ein Gewächs fand, das mit unsern Kartoffeln viel ähnliches hatte? Den Sand konnte er also nicht essen?

Dorchen. Nein, Vater! gar nicht.

Vater. Wenn du mit Sande spielst, und andere Kinder traktirst; da macht ihr Torten, Pasteten, und Kuchen von Sande. Die schmecken wohl recht gut?

Dorchen. J! das thun wir nur so, weil wir spielen; aber essen kann man das nicht.

Vater. No gut! Ich will dir einmal heute Mittag, statt des Brods ein Tellerchen mit Sand hinsetzen. Das wird dir recht gut bekommen?

Dorchen. Was soll ich denn damit? Ich kanns ja nicht essen?

Vater. No; so sage, ob nicht ein Stückchen Brod viel mehr werth sey, als ein ganzer Berg von Sande?

Dorchen. Ach ja! Vater. Viel mehr. Das sehe ich nun recht gut. Du hast vollkommen recht.

Vater. Wie stehts nun aber mit dem Verkrumen, wenn das liebe Brod so viel werth ist?

Dorchen. Ach! das hab' ich nicht so bedacht.

Vater. So denke nun hübsch daran. Du hättest es billig darum schon hübsch lassen sollen, weil dirs Vater und Mutter so oft verboten haben. Wir mußten doch dazu wohl unsere Ursachen haben. Warum verbieten wir dir denn nicht, den Sand zu verzetteln?

Dorchen. Weil daran so viel nicht gelegen ist.

Vater. Also hast du schon etwas gelernt, daß man den Sand eher verzetteln kann, als das liebe Brod.

Dorchen. Aber, Vater! warum sagst du denn immer: Das liebe Brod, und nicht die liebe Butter, oder das liebe Fleisch?

Vater. Es ist mir doch lieb, daß du das gemerkt hast. Du wirst es auch schon von andern gehört haben. Die armen Leute pflegen am meisten so zu sagen: Das liebe Brod. Warum mögen sie das wohl thun?

Dorchen. Die haben auch nicht viel mehr zu essen, als Brod. Darum müssen sie es wohl so lieb haben.

Vater. Siehst du, wie die es schätzen, und hochachten, die nichts mehr haben, als Brod? Die werden es gewiß nicht verkrumen. Wir müssen es eben so wenig thun, ob wir gleich durch Gottes Güte auch was dazu haben, und nicht immer eitel Brod essen

sen dürfen. Denn wenn wir das alles, ohne Brod, hätten; so würden wir bald krank werden. Darum sage ich immer: das liebe Brod, um euch an die Wohlthat zu erinnern, die uns Gott dadurch schenkt. Wir sollen es recht lieb haben, und nicht verkrumen, weil es so viel werth ist, und unendlich mehr, als viele tausend andere Dinge des menschlichen Lebens.

Dorchen. Daran will ich nun oft gedenken, wenn ich das liebe Brod auf dem Tische sehe, und esse.

Vater. Dann wird dir der liebe Gott noch einmal so gut seyn, und insonderheit Christus.

Dorchen. Wie so?

Vater. I! der that einmal ein großes Wunder an dem lieben Brod, und speiste mit fünf kleinen Gerstenbrodten über 5000 Menschen. So vermehrte ers durch seine all-

mächtige Güte. Und da sie satt waren, sagte er doch noch zu den Jüngern: sammlet die übrigen Brocken, und laßt ja nichts umkommen. Da sammleten sie noch zwölf Körbe voll.

Wenn du an das Wort Christi oft gedenkst: Laßt die Brocken nicht umkommen; so wirst du gewiß kein Brod wieder verkrumen. Kann er nun den Kindern wohl gut seyn, die das thun?

XXXII.

Fortsetzung des ein und dreyßigsten Stücks.

Wunderbare Vermehrung des lieben Brods.

Dorchen. Sag mir doch noch was, Vater! vom lieben Brode. Ich werde gewiß nichts wieder verkrumen. So gut bin ich ihm nun.

Vater.

Vater. Das ist mir sehr lieb, gutes Kind! daß du nun erkennest, wie viel an dem lieben Brode gelegen sey? Du wirsts noch lieber haben, und seinen Werth noch höher schätzen, wenn du erst wissen solltest, wie wunderbar sich das liebe Brod vermehre. Davon kann ich dir viel artiges sagen. Die Sache ists aber werth, daß es die andern auch hören. Ruf sie zusammen.

Ludwig. Da sind wir, Vater! Dorchen hat uns gerufen.

Dorchen. Vater will uns was vom lieben Brode erzählen.

Karl. Vom lieben Brode? Was ist denn davon zu erzählen, als daß wirs alle Tage essen.

Vater. So ist das? Alle Tage essen, und dann vergessen, was wir gegessen haben: obs eine so große Wohlthat sey, oder nicht?

Karl. Daran hab' ich noch nicht gedacht.

Vater. No; so sollt ihr nun dran denken lernen. Weil du aber meynst, Karl! daß davon wenig zu erzählen ist, so sag' uns doch einmal: wo kömmt denn das Brod her?

Karl. J! vom Becker. Das werd' ich ja wissen.

Vater. Wo kriegts denn der Becker her?

Karl. Er backts von Mehl und Wasser.

Vater. So? vom Mehle. Wo kriegt er denn das Mehl her?

Karl. Aus der Mühle. Da bringens die Esel in großen Säcken.

Vater. Gut. Aber wo kömmt denn das Mehl her? Das ist wohl der Sand, der sich von den beyden großen Steinen abreibt, die sich so schnell herumdrehen, wie du oft gesehen hast?

Karl. Der Sand wäre das Mehl? Das ist er wohl nicht; sondern —

Vater. Nun was denn?

Karl. J! das Mehl, wo das herkömmt? Der Müller machts ja in der Mühle.

Vater. Wovon denn? Es muß doch woher kommen?

Karl. Sie schütten da oben was auf. Das reiben die Steine klein. Da stäubts denn in den Kasten. Das ist das Mehl. Halt! Stille! Nun weiß ichs auf einmal. Vom Korne — vom Korne wird das Mehl.

Vater. Wo kömmt denn aber das her?

Karl. Das wächst aus der Erde.

Vater. Wie kömmts denn da hinein?

Karl. Die Leute müssen es säen. Dann gehts auf, und wird Korn.

Vater. Wo kriegen denn die Leute das Korn her, das sie säen?

Karl. Sie habens gehabt, oder von andern gekauft.

Vater. Wo mag denn aber zu Adams Zeiten das erste Korn hergekommen seyn?

Albertine. Das hat der liebe Gott zuerst erschaffen.

Vater. Wie vielerley Korn hat er denn erschaffen, und aus der Erde wachsen lassen?

Dorchen. O! das weiß ich. Viererley: Weizen, Rocken, Gersten, Hafer.

Vater. Seht, wenn wir den Saamen nicht hätten, so hätten wir auch kein Korn; so hätten wir auch kein Brod. In den Saamen hat Gott die wunderbare Kraft gelegt, daß sich das Korn so reichlich vermehrt. Darinn könnt ihr noch die allmächtige Gegenwart und Wirkung des lieben Gottes sehen. Denn ob wir gleich säen, und ärnten, so können wir doch keinen Saamen hervorbringen. Hätten wir keine Nuß zum Pflanzen, so würden wir auch keine Nüsse schütteln können. Da zeigt sich unsere menschliche

che Ohnmacht recht deutlich. Auch bey dem Wachsen in der Erde. Dazu können wir auch nichts thun, als daß wir das beste Land nehmen, und den Acker gut zubereiten.

Karl. Das hätt' ich doch nicht gedacht, daß Vater davon so viel erzählen könnte.

Vater. Drum muß ein Kind, das noch gar nicht viel weiß, nicht zu voreilig seyn.

Aber welches Korn ist denn wohl das beste zum lieben Brod?

Dorchen. Das ist doch wohl der Weizen. Davon giebts Semmeln, Kuchen, und Prezeln.

Vater. Ja! der giebt wohl das weißeste, aber nicht das gesündeste und kräftigste Brod, Das kömmt von Gersten und Rocken durch einander. Von puren Rocken aber das beste und schmackhafteste, Haferbrod kann man nicht essen. Wie schön und kräftig schmeckt nicht

nicht unser Hausbrod? Dorchen! willst du es noch so verkrumen?

Dorchen. O Vater! In meinem Leben nicht wieder.

Vater. Aber sagt einmal: ist das nicht schon eine große Weisheit Gottes, daß sich diese vier Arten von Korn niemals mit einander vermischen; sondern jede für sich bleibt, was sie ist?

Ludwig. Wie meynst du das, Vater?

Vater. Kannst du aus Rocken, Weizen, und aus Hafer Gersten machen? Wenn du einen Scheffel voll Weizen, Rocken, Gersten und Hafer unter einander thust, brav umschüttelst, und es aussäest; so wird ein jedes für sich wachsen, und das wieder hervorkommen, was es gewesen ist. Eine große Wohlthat für uns Menschen, weil wir jede Art zu unserem besondern Nutzen gebrauchen sollen?

Ludwig.

Ludwig. J! das ist doch artig.

Vater. Stellt euch weiter vor. Was das wieder für eine Weisheit und Güte des lieben Gottes ist, daß das Korn, was dem Menschen das beste Brod giebt, verschiedenen Thieren höchst schädlich ist; anderes aber, was wir nicht gebrauchen können, ihre tägliche Nahrung ist. Was fressen die Pferde, Karl?

Karl. Nichts, als Hafer, und Gersten.

Vater. Von Rocken werden sie oft lahm, und ungesund. Wenn die Enten Rockenkleye zu fressen kriegen; so fallen sie in Jammer, und werden ganz kontrakt.

Albertine. Ach! das hab' ich gesehen, daß die Enten auf dem Hofe über und über purzelten, da sie Rockenkleye gefressen hatten.

Vater. Aber nun gebt erst recht Achtung, was ich euch von dem lieben Brode sagen will.

Wie wunderbar ist seine Vermehrung: so wohl im Korn, als im Mehle? Denkt nur, wie viel Aehren oft aus einem einzigen Saamenkorne wachsen? Man hat Exempel, daß in einer Rockenstaude 37 Aehren aus einem Korn gekommen sind. *) Wie viel Körner sind in einer Aehre? Wir wollen auch nur 20 in jeder annehmen. Das wären 740 Körner aus einem Saamenkorn. Ist das nicht eine erstaunliche Vermehrung?

Ihr könnt das auf dem Felde deutlich sehen. Wenn da der Ackermann eine ganze Breite Acker von drey Morgen besäet, die ihr kaum übersehen könnt, so braucht er etwan einen Sack voll Saamen. Wenns nun hervorwächst, so wird alles grün; so ist alles mit Saat bedeckt, daß man kein Plätzchen Erde mehr sehen kann. Und wenn die Aernte

kömmt,

*) Dessauische Jugendzeitung 1tes Quartal 1782 S. 46.

kömmt; wie viele tausend Aehren stehen denn da? Wie viele Millionen Körner in den Aehren? Den Saamensack konnte zur Noth ein Mensch heraustragen; aber das Korn muß er Fuderweise, mit Wagen und Pferden einfahren lassen.

Ist das nicht eine Vermehrung? Wo sind nun alle die Körner hergekommen? So reichlich giebt Gottes Güte, auch im Verborgenen — im dunklen Schoos der Erde, daß wir nicht einmal wissen, wie es zugeht.

So ists nun auch mit dem Mehle, wenn das Korn gemahlen, und das Brod gebacken wird.

Wenn da eure Mutter ein Paar Schürzen voll Mehl aus dem Mehlkasten nimmt, und es kömmt warmes Wasser dazu: wie quillt das auf durch den Sauerteig, der es zum Gähren bringt? Wie vermehrt sich das? Wie feste wird das zu einem Teige wieder zu-

sammengeknätet? Wenn aber der Teig erst bey den Bäcker kömmt, so nimmt er ganz kleine Stücken, und macht Brode draus. Wie klein ist ein solches Brod, ehe es gebacken wird, und wie groß, wenn es aus dem Backofen kömmt. Aus dem Bischen Teige kriegen wir so viele Brode, daß wir alle wohl vierzehn Tage, und alle Tage wohl viermal, davon essen können.

Was sagt ihr dazu?

Karl. Ich kann mich nicht genug darüber verwundern.

Vater. Das ist eine Vermehrung. Und wie wohlthätig für uns Menschen! Wie wollten wir sonst zu rechte kommen, bedenkt einmal selbst — wenn aus jedem Korne nur wieder ein Korn käme?

Auch daran erinnert euch Christus, der euch beten lehrt: unser täglich Brod gieb uns heute, wenn er sagt: etliches, was

gesäet

gesäet wurde, fiel auf ein gut Land, und es gieng auf, und trug hundertfältige Frucht. Hört hier, hundertfältige Frucht von einem Samenkorn.

No; Dorchen! wie stehts? Willst du das liebe Brod noch so verachten, und verkrumen?

XXXIII.

Fortsetzung des zwey und dreyßigsten Stücks.

Von der Kraft und Wohlthätigkeit des lieben Brods.

Vater. Ihr habt euch vorher gewundert, da ich euch von der wunderbaren Vermehrung des lieben Brods was erzählte. Jetzt sollt ihr euch noch mehr wundern, wenn ich euch sage; wie groß die Kraft, und

Wohlthat des lieben Brods für die Gesundheit, und für das Leben des Menschen sey?

Ist es nicht die allergesundeste Speise, die wir haben können? Wenn die Leute alle dabey, und bey dem reinen Wasser geblieben wären; so würden nicht so viele vor der Zeit krank geworden, und gestorben seyn.

Da ihr neulich von dem alten Manne von 119 Jahren laset; so hieß es: er habe in seinem Leben nichts anders genossen, als Brod und Wasser, und habe nur dann und wann Bier und Wein getrunken, wenn er sich nicht wohl befunden habe. Von dem lieben Brode, so wie es eigentlich seyn muß, schwarz, und wohl ausgebacken; aber ja nicht warm, wird gewiß keiner krank werden; wohl aber von Kuchen und Backwerke.

Das wußte David schon. Darum sagt er im 104ten Psalm: daß der liebe Gott aus väterlicher Fürsorge für die Gesundheit, und

für

für das Leben des Menschen, demselben besonders das Brod; den Thieren hingegen ganz andere Lebensmittel verordnet habe.

„Du lässest Gras wachsen für das Vieh;
aber Saat zu Nutz dem Menschen: daß
du Brod aus der Erden bringest —

Dorchen. Das Brod wächst ja nicht aus der Erde; sondern das Korn?

Vater. Aus dem Korne aber wird doch das Brod? Und wenn kein Korn wüchse; so hätten wir auch kein Brod. Also bringt denn doch der liebe Gott das Brod aus der Erde.

„Und das Brod des Menschen Herz
stärke.“

Das ist ein köstlich Wort. Das merkt euch wohl. Das erfahrt ihr ja alle Tage, ob ihrs gleich selbst noch nicht einmal wißt. Wenn ich euch nur in acht Tagen einmal kein Brod gäbe — sonst aber alles genug; alle

Delikatessen; so würdet ihr bald krank, und so matt werden, daß ihr nicht auf den Füßen stehen könntet.

Karl. Das sehe ich bey unsrem Holzhauer. Was der Mann für schwarzes grobes Brod hat. Nicht ein Bischen dazu, als dann und wann ein wenig Bier.

Vater. Und kann euch doch von Morgen bis an den Abend so schwere Arbeit thun? Das macht bloß das liebe Brod. Das giebt Kraft und Stärke.

Das wissen die Leute auch recht gut. Wer viel über Feld gehen muß, der wird sich allemal ein Stückchen Brod mitnehmen. Wenn er denn ganz matt ist, und nicht weiter fortkommen kann; so stärkt ihn das wieder. Giebt man doch den Pferden, wenn sie in einem Tage zehn bis zwölf Meilen gehen sollen, Bier und Brod zu ihrer Stärkung.

O! ich weiß es noch selbst recht gut, da ich noch ein Knabe, und so ungefähr in deinen Jahren war, Karl! Da lief ich immer so gerne mit, und sahe zu, wenn die Hamster ausgegraben wurden. Da waren wir einmal wohl eine Meile von der Stadt weggegangen. Als der Abend kam, konnte ich nicht weiter, und wäre vor Mattigkeit liegen geblieben. Der Mann wurde angst und bange, und wußte nicht, was er mit mir anfangen sollte. Endlich besann er sich, griff in seinen Schubsack, und gab mir ein Stückchen schwarzes grobes Brod. Als ich das gegessen hatte, wurde ich gleich so stark wieder, daß ich noch einmal so weit hätte gehen wollen.

So stärkt das Brod des Menschen Herz!

Dorchen! willst du das liebe Brod noch so verkrumen?

Dorchen. Lieber Gott! Vater. Das hab' ich ja so noch nicht gewußt. Ich nicht wieder.

Vater. Aber sagt einmal: warum lehrt uns Christus wohl beten: unser täglich Brod gieb uns heute, oder alle Tage?

Ludwig. J! weil wirs alle Tage haben müssen?

Vater. Wir könnten ja andere Dinge essen: Fleisch, Obst, und dergleichen? Warum mag er nicht sagen: unser Fleisch und Gemüse gieb uns heute?

Dorchen. Das weiß ich doch nicht.

Vater. Weil wirs gar nicht entbehren können. Alles können wir missen; aber das Brod nicht. Und weil wirs gar nicht überdrüßig werden; sondern Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein, gerne, und ohne Ekel essen. Ich will euch einmal in acht Tagen nichts anders, als Fleisch, Speck, Wurst, Kohl, Rüben, und dergleichen; aber kein Brod zu

essen geben. Wie bald werdet ihr das alles überdrüßig werden?

Dorchen. Ach! mich ekelt schon davor?

Vater. Siehst du? Da hast du selbst die Erfahrung schon, wie nothwendig uns diese Speise sey? Ist das nicht eine ganz besondere Kraft, und Wohlthat Gottes, die er ins liebe Brod gelegt hat, daß wir uns alle Speisen überdrüßig, und zum Ekel essen; aber das Brod nicht?

Dorchen. Ja! das ist wirklich wahr.

Vater. Willst du es noch verkrumen? Was sagte denn neulich der Junker Eberhard zu dir, da du vor der Thür standest?

Dorchen. Ich hatte eben ein Stück schwarz Brod auf der Hand mit Salz. Da sagte er: Dorchen! gieb mir doch das schwarze Brod. Ich will dir ein großes Stück süße Torte dafür geben.

Vater. Thatst du es denn nicht?

Dorchen. O ja! Ich gabs ihm gerne, und nahm die Torte.

Vater. Warum mochte er denn lieber das schwarze Brod haben wollen?

Dorchen. Ja! das weiß ich nicht.

Vater. J! eben darum, weil er so weichlich und vornehm erzogen wird, und kein schwarzes Brod zu essen kriegt. Da war ihm das andere alles zum Ekel, und er sehnte sich nach dem lieben Brode, das wir nicht überdrüßig werden.

Wie wollt' es auch sonst den Armen gehen, die nichts, als das liebe Brod haben? O! die werden es nicht überdrüßig — lassen gerne den Reichen ihre ekelhafte Speisen — essen Brod — sind gesund, und danken Gott, daß er das liebe Brod täglich bescheeret, und so viel Segen, Kraft und Stärke darinn gelegt hat.

XXXIV.

Fortsetzung des drey und dreyßigsten Stücks.

Was alles dazu erfordert werde, ehe wir Brod kriegen?

Vater. Wenn ihr euch dies noch erst recht vorstellt, Kinder! so werdet ihr das liebe Brod noch höher schätzen lernen. Wir wollen uns einmal die Lust machen, und in unserem Garten ein kleines Kornfeld anlegen. Recht so, wie es auf dem Felde ist. Da können wir alle Tage hübsch zusehen, wie das Korn wächst.

Ludwig. O ja! Väterchen. Das thue doch. Ich will eins umgraben. Soll ich?

Vater. Das Ackerstückchen wäre also fertig. Was gehört aber nicht draußen auf dem Felde dazu, ehe das Korn kann gesäet werden?

Da muß der Ackermann seinen Acker pflügen, wohl dreymal pflügen. Erst Mist drauf fahren, und unterpflügen. Das heißt düngen. Dann auch wohl mit der Egge, und der großen Walze darüber her, daß der Acker recht gleich und eben wird.

Karl. So will ich mein Beetgen auch machen.

Vater. No; so kommt. Nun wollen wir säen. Es ist eben um die Bestellzeit draußen, um Michaelis, damit wir Wintersaat kriegen.

Seht, da nehm' ich eine Hand voll Rockenkörner, und streue sie aus. Der Mann draußen mit dem weißen Laken, der so immer an dem Acker herauf, und herunter geht, machts eben so. Nun wollen wir den Samen zuharken, daß die Erde drüber kömmt. Sonst holen ihn die Vögel.

Ludwig. Ha! das will ich thun. Nun ists fertig.

Vater. Seht, nun haben wir das gethan, was Christus sagt: es gieng ein Sämann aus, zu säen seinen Samen. Nun ruhe der liebe Samen in der Erde auf Gottes Segen.

Karl. Willst du nicht erst ein Bischen begießen, Vater?

Vater. Wer begießt denn das Feld draußen?

Dorchen. Der liebe Gott läßt regnen.

Vater. Also gehört der Regen auch dazu? Das ist nur des lieben Gottes Sache, das übrige zu thun. Der gütige Hausvater hat auch in der Natur schon alles dazu eingerichtet, daß der Samen in der Erde gedeye, und aufgehe. Dazu können wir nichts, gar nichts thun. O! wie viel gehört dazu, ehe der Samen aufbricht; ehe die Kornpflanze hervorwächst; wenn sie Blätter treibt; wenn der Stängel kömmt; wenn das Korn

schoßt; wenn es blühet; wenn es Aehren und Körner treibt? Wer kann das einrichten? Und wer hats schon so gemacht, und eingerichtet, daß bey jeder Veränderung des Korns in seinem Wachsthum, diejenige Witterung erfolgt, die dazu erfordert wird, und den Wachsthum nicht hindert, sondern befördert? Bedenkt das wohl, liebe Kinder!

Siehe! ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, und ist geduldig darüber, bis er empfahe den Morgenregen und Abendregen.

Ludwig. Ey! es gehört doch wirklich viel dazu, ehe wir das Korn so aus der Erde kriegen, daß wir Brod daraus machen können?

Vater. Ist das nicht werth, daß wir darauf Achtung geben? Bedenkt nur: heute haben wir gesäet; und über drey Viertel Jahre vergehen, ehe wir ärnten. Das Korn

steht

steht den ganzen Winter durch in der Erde, und das heißt denn Winterkorn.

Was muß in der ganzen Zeit nicht, sowohl vom Himmel, aus der Luft, aus den Wolken; durch Regen, Nebel, Schnee, Frost, Eis, Reif, Wind, Thau, Sonnenschein, Gewitter, Blitz, Donner, Hagel, dazu kommen; als auch in der Erde selbst geschehen, ehe das Korn ganz reif wird? Du lieber Gott! wie viele Mittel und Ursachen müssen die Zeit durch erst mitwirken, ehe wir Brod kriegen? Fehlt nur eine; so geräths nicht. Zu viel Regen, oder zu wenig; so geräths nicht. Zu viel Sonne, oder zu wenig; so geräths nicht. Zu viel Schnee, oder zu wenig; so geräths nicht.

Wer kann, wer muß nun von dem allen gleich viel geben, wenn es gerathen soll? Seht ihr wohl, wie euch das liebe Brod Gottes Allmacht, Weisheit und Güte lehrt?

Albertine. Ach Vater! Unser Beetgen wird schon grün. Ganz kleine grüne Spitzchen kucken hervor.

Vater. I! das wäre ja? Wirklich da sind sie schon. Nun hat das Korn schon gekeimt, und kleine Würzelchen getrieben.

Ludwig. Was heißt das, Vater! Keimen?

Vater. Das sollst du in der Stube sehen.

Ludwig. In der Stube? Da ist ja keine Erde.

Vater. Du sollst es ohne Erde; aber im Wasser sehen. Da nehm' ich ein Paar Gerstenkörner, und hänge sie an einem Faden mit einem Stückchen Kork mit der Spitze ins Wasser; so sollen sie bald keimen. Laß sie so stehen, und siehe in ein Paar Tagen wieder nach.

Ludwig. Ah! Vater. Die Körner sind geplatzt, und es hängt ein kleines weißes Fädenchen heraus.

Vater. Das ist der Keim, der zuerst hervorbrechen muß. Sieh, da sind einige Körner nicht geplatzt. Darinn taugt der Keim nichts. Die sind taub, wie man sagt, und es wäre nichts draus geworden.

Der Keim ist das wichtigste im ganzen Korn. Die zukünftige ganze Pflanze im Kleinen; so mit Häuten, und andern Theilen bedeckt, daß man sie nur, wie in einem Schatten, durch das Vergrößerungsglas kann schimmern sehen.

Wir wollen einmal eines von den Körnern da, die gekeimt haben, von einander schneiden. Da hast du das Glas. Besiehe die beyden Hälften.

Ludwig. Ach! das ordentliche kleine Pflänzchen schon. Du lieber Gott!

Vater. Wie viel gehört dazu, ehe wir Brod kriegen? Nun wollen wir auch einmal draußen von unsrem Beetgen ein Pflänzchen

chen aufziehen. Seht, da hat der Keim schon zarte Würzelchen getrieben. Da können wir recht deutlich sehen, wie es gekeimt hat, und schon so weit gewachsen ist.

Doch dazu gehören noch viel mehr Wunder der Allmacht und Weisheit Gottes, der das Brod aus der Erde bringt.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

XXXV.

Fortsetzung des vier und dreyßigsten Stücks.

Das Samenkorn; der Keim; die Pflanze; und der Kornhalm, oder Stängel.

Ludwig. Wie geht denn das nun zu, daß das Korn keimt, und wächst?

Vater. Das geht alles im Dunkeln, in dem Schooß der Erde vor sich. Wenn das Samenkorn in der Erde liegt; so saugt sichs

voll

voll von der Feuchtigkeit, die in der Erde ist. Davon schwillts auf, und die äußerlichen groben Häute platzen. Das ist das erste, was geschiehet. Dadurch kriegt der inwendige Keim Luft, daß er hervorbrechen kann. Das heißt: er entwickelt sich, und fängt an zu wachsen.

Dies geschiehet gleich ein Paar Tage nachher, daß das Korn gesäet ist. Der Keim hat zwey Haupttheile, wie ihr bey dem Gerstenkorn gesehen habt. Der eine liegt auswärts, gleich unter den äußern Häuten des Samenkorns. Dieser wird allezeit die Wurzel der künftigen Pflanze, und wächst allemal unterwärts in die Erde, sich darinn zu befestigen. Der andere liegt inwendig, und wird der Stamm, und das Gesträuche der Pflanze. Dieser wächst allezeit aufwärts, aus der Erde in die Höhe.

Und hierinn, in diesem aufwärts wachsenden Theile, sind alle diejenigen kostbaren Theilchen verborgen, woraus nachher der Stängel, und die Aehre mit ihrem Reichthum, mit ihrem hundertfältigen Segen, mit ihren Körnern entstehet.

Dorchen. Ey! das wäre doch erstaunlich?

Vater. Erstaunlich genug, weil wir nichts davon eher zu sehen kriegen, als bis sich alles gebildet hat, daß wirs unterscheiden können. Aber so weit sind wir jetzt noch nicht. Wenn vier und zwanzig Stunden nach der Aussaat vorbey sind; so springt das Pflänzchen aus seiner Hülse. Zuerst kömmt die Wurzel hervor, noch in einem Häutchen, das aber bald platzt. Ein Paar Tage nachher treiben andere Wurzeln an den Seiten hervor; jede auch in einer Hülse, die bald zerspringen. Am fünften und sechsten Tage fängt schon das grüne Spitzchen an, sich

aus der Erde zu zeigen. Diese wachsen denn immer, als grüne Blätterchen vor, und bleiben den Winter über unter dem Schnee so stehen. Das ist denn die schöne grüne Wintersaat, die so herrlich unter dem Schnee hervorschimmert.

Die Aehre aber, als das Köstlichste, ist noch immer in einer fest verwahrten Hülse verborgen, und zeigt sich nicht eher, als bis das Korn im Frühjahre von neuem anfängt zu wachsen.

Dabey muß ich auch noch etwas von der Nahrung des Keims sagen. Man pflegt zu sagen: das Korn liegt in der Milch. Das ist das mehlichte Wesen, was in dem Korne steckt. Dies wird durch die eingesogene Feuchtigkeit weich, und flüßig, wie Milch. Die erste Nahrung des Keims, bis er selbst erst durch seine Wurzeln und Blätter mehrere Nahrung an sich ziehen kann.

O! welch eine weise Einrichtung! Wie viel gehört dazu, ehe wir Brod kriegen?

Seht einmal nach im Garten. Der Schnee ist nun weg. Wie euer Kornbeetgen aussieht?

Karl. O! die Blätter sind ganz gelb. Da wird wohl nichts draus werden.

Vater. Das schadet nichts. Die Blätter mögen immerhin verwelken, wenn nur die Wurzel, und Aehre gut bleibt. Nun soll keiner wieder hin, bis der May bald vorbey ist.

Dorchen. Vater! ich habe durch die Ritze in der Gartenthür gekukt. O! es stehen hohe, hohe Stängel da.

Vater. Nun ists Zeit. Nun wollen wir wieder nachsehen. Seht da, den Halm, oder Stängel. Hier oben schon die grüne Aehre. Wie sie sich niederhängt?

In diesem Kornhalm sind so viele verborgene künstliche und weise Einrichtungen, daß auch kein Uhrmacher eine Uhr so künstlich machen könnte. Gott! wie viel gehört dazu, ehe wir Brod kriegen? Ohne diesen Halm kann keine einzige Aehre, kein Körnchen darinn zu Stande kommen.

Laßt uns einen recht langen ausziehen.

Ludwig. Der ist ja bald so hoch, als ich.

Vater. Ja! wie lang werden nicht die Rockenhälmer? Viele über drey Ellen. Der größte Flügelmann kann sich in einem Rockenfelde verbergen, und man sieht ihn nicht.

Karl. Warum werden denn die Hälmer so hoch?

Vater. Bey dem Wachsthum des Korns ist auch kein Theilchen, kein Umstand vergeblich. Alles hat seine Absicht. Also auch dies, daß er so lang wächst. Aber nicht bey allen Arten des Korns gleich lang. Bey

dem Rocken am längsten. Bey dem Gersten am kürzesten.

Hätte das Korn keinen so langen Stängel, so würde die Aehre mit den Körnern, wenn sie zu nahe an der Erde bliebe, von den vielen Feuchtigkeiten, die hier ausdünsten, bald verfaulen. So aber kann sie in der freyen Luft, und Sonne recht trocken werden.

Hauptsächlich aber muß er darum seine rechte Höhe haben, damit der köstliche Nahrungssaft, der von unten, aus den Wurzeln, in die Höhe, bis zur Aehre, steigt, inwendig in seinen Kanälen, Adern, und andern, darinn verborgenen Gefäßen, so gereiniget, geläutert, und durchgeseigert werde, daß er uns endlich das schöne Mehl, und Brod geben kann.

O! hier sollt ihr erst sehen, wie viel dazu erfordert werde, ehe wir Brod kriegen?

Ludwig. Mich wundert nur, daß er nicht einknikt. Denn der Wind bewegt ihn oft bis zur Erde?

Vater. Dazu ist er auch schon eingerichtet, daß das nicht geschehen kann. Erstlich ist er von allen Seiten gleich rund, daß ihn der Wind nicht recht fassen kann.

Es sieht scharmant aus, wenn der Wind so durch ein dickes Kornfeld braust. Nicht anders, als wenn sich die Wellen des Meers bewegen. Wenn es der Wind auch bis zur Erde gebeugt hat; gleich richtet sichs wieder in die Höhe. Das macht der steife Kornhalm, der nicht bricht.

Zweytens hat ihn der liebe Gott mit vier starken Knoten versehen, daß er nicht brechen kann. Seht ihr sie wohl? Aber mit diesen Knoten will ich euch erst noch ein Vergnügen

machen; wie ihr noch nicht gehabt habt. Darinn stecken erst Dinge, die kein menschlicher Verstand erfinden konnte.

XXXVI.

Fortsetzung des fünf und dreyßigsten Stücks.

Kornhalmknoten, und Aehre.

Ludwig. Was machst du denn da, Vater! Du schneidest ja den Knoten von einander?

Vater. Nicht nur von einander; sondern nur ein ganz dünnes Scheibchen von dem Knoten. Das wollen wir einmal gegen das Licht halten.

Dorchen. Das ist ja, wie ein kleines Sieb.

Vater. Ja! wie ein Sieb; aber künstlicher, wie die feinste Uhr. Die ist noch viel zu grob dagegen.

Karl. Wie siehst du denn das, Vater?

Vater. Ihr sollt es selbst gleich selbst sehen. Dies Scheibchen lege ich hier zwischen diese beyde Glasplatten, und schiebe sie unter das Vergrößerungsglas. Seht nun einmal durch!

Ludwig. O! das ist ja ein Geflechte über das andere.

Dorchen. Ein Faden über dem andern. Große und kleine.

Vater. Aber seht einmal, wie ordentlich?

Karl. O! da am Rande sind Millionen kleine Löcherchen. Große und kleine.

Vater. Wie viel gehört dazu, ehe wir Brod kriegen?

Seht, das sind die feinen Röhren, Gefäße, und Maschinen, durch welche der Nah-

rungssaft durch muß. So wie er aus der Wurzel in dem Halme aufsteigt, ist er viel zu dick, und unrein. Nun geht er durch die vielen tausend kleinen Siebe, und geflochtenen Röhren des ersten Knotens. Da ist er aber noch nicht fein genug. Nun durch den andern Knoten, der noch feinere Gefäße hat. Da wird er noch reiner. Dann durch den dritten. Da wird er noch mehr gereiniget. Endlich durch den vierten. Da kriegt er seine völlige Läuterung, wie er in der Aehre, und den Körnern seyn muß.

Ich wills euch gleich zeigen, und von dem vierten Knoten ein Scheibchen abschneiden. Da seht her!

Ludwig. Ach! alles viel feiner, als in dem vorigen.

Vater. Das war auch der erste.

Hättet ihr das wohl gedacht? Das alles gehört dazu, wenn wir Korn, Mehl und Brod haben sollen.

Dorchen. Ach Gott! wie unrecht hab' ich gethan, das liebe Brod so zu verkrumen, darum der liebe Gott so viel thut, ehe es fertig wird?

Vater. Das hab' ich eben durch diese Erzählung bey euch erreichen wollen. Wir sind aber noch nicht fertig.

Bey dem Haupthalme sitzen andere kleinere Hälmchen, nebst den Blättern. Diese sammlen den Thau und Regen. Nach und nach bilden sich die Körner der Aehre. Um diese recht zu verwahren: wie sind sie nicht von den beyden obersten Blättern des Halms so genau verschlossen, daß nichts dazu kommen kann. Erst aber blühet das Korn, damit die Körner wieder zu ihrer künftigen Fruchtbarkeit den Keim bekommen. Nach

der

der Blüthe schließen sich die beyden obersten Blätter immer dichter zusammen. Jedes Körnchen bekömmt eine kleine Kammer, und das Ganze ist gleichsam eine kleine Kornkammer, worinn sie alle liegen. Wie ist die mit Häuten und Hülsen verwahrt? Aus jedem Korne tritt eine lange Spitze hervor. Die nennt man Einen. Diese sind scharf, und haben an den Seiten viele Widerhaken, damit sich die Vögel nicht ansetzen können.

Wenn nun die Körner in der Aehre so weit sind, daß sie ihren völligen Nahrungssaft erreicht haben, der wie eine Milch aussieht; so stirbt dem Korne die Wurzel ab. Das geschiehet ohngefähr um Jacobi, gegen den 25ten Julius, damit nun kein Nahrungssaft mehr zufließe, sondern die Körner Zeit zum trocknen haben. Da wird denn die Milch zu Mehl, und im August ist das Korn reif, daß es gemähet, und eingefahren wird. Dann

haben

haben wir das frôliche Aernt- und Brodfest; da der liebe Gott so viel giebt, daß so viele Millionen Menschen, und noch unzählich mehrere Kreaturen: große Thiere, Vögel, Käfer und Gewürme, auf dem Erdboden können erhalten werden.

Dorchen. O Vater! du hast uns viel Freude gemacht.

Ludwig. Was haben wir da nicht gelernt? Nun will ich auch keinen Strohhalm mehr verachten.

Vater. Ja! nun denkt einmal: wie viel erst noch dazu gehört, in der Aernte, und nach der Aernte, ehe wir Brod kriegen? Da muß das Korn gemähet, eingefahren, gedroschen, gesiebet, auf den Boden gebracht, getrocknet, umgeschüttet, in die Mühle gebracht, gemahlen, und gebacken werden. Durch wie viele tausend Hände und Maschinen geht es erst durch, ehe es zum Munde

kömmt.

kömmt? Denkt ja nicht, daß wir eine von diesen Anstalten oder Einrichtungen entbehren können. Eine ist fast so nothwendig, als die andere.

Als in Sicilien den 5ten Februar voriges Jahrs das erschreckliche Erdbeben war, dadurch alle Häuser einstürzten; so war das nachher die größte Noth, daß die Leute, die übrig blieben, zwar Korn genug; aber keine Mühlen, Backöfen, und Menschen hatten, die das Korn hätten in Brod verwandeln können.

O! wie nützlich ist doch alles an der Kornpflanze? Sie giebt uns nicht nur Brod; sondern wenn nun auch nichts mehr davon zu gebrauchen ist, so bleibt doch das Stroh übrig.

Dorchen. Das Stroh? Wovon kömmt denn das?

Vater. J! das sind die trocknen Kornhälmer. Wie nützlich können wir die nicht noch gebrauchen? zum Einheizen, zum Kochen. Klein geschnitten wirds Heckerling, und Futter der Pferde.

Und wenn es auch allen den Nutzen nicht hätte; so wirds doch das Bette, und Lager der Armen, die keine Betten bezahlen können.

Dorchen. Das muß ich gestehen. So viel nützliches hab' ich lange nicht gelernt.

Vater. Hab' ich recht, wenn ich sage; wie viel wird dazu erfordert, ehe wir Brod kriegen? Und nun, liebes Dorchen! ich bin gewiß, daß du kein Brod wieder verkrumen wirst. Du weißt nun, wo es herkömmt, und was dazu gehört, ehe wirs essen können.

XXXVII.

Daß die Menschen viele Künste von den Thieren gelernt haben.

Der Biber.

Franz. Bilde sie sich doch nicht so viel auf ihr Stricken ein, Jungfer Dore! Das kann die Spinne, so gut als sie, und noch besser.

Dorchen. Bilde er sich doch nicht so viel auf sein Bischen Zeichnen ein, Monsieur Franz! Das kann die Biene so gut, als er, und noch besser. Er kann wohl solche akkurate Sechsecke nicht einmal machen, als die Biene.

Mentor. Das war recht, Dorchen! daß du ihm gleich wieder ein Exempel aus der Natur geben konntest. O! es sind noch mehr Exempel von Thieren da, von denen die Menschen ihre meisten Künste gelernt haben.

Das

Das wäre nun so heute Abend ein hübsches Erzählungsstückchen, wenn ihr mir ein gut Wort gäbet.

Dorchen. Bitte; bitte, lieber Herr Mentor! Davon höre ich gar zu gerne was. Ich bin den Thieren gar zu gut, weil sie sich, ohne Verstand, doch so gut zu helfen wissen.

Franz. O! ich will auch recht fleißig seyn, und diese Freude zu verdienen suchen.

Mentor. No; so will ich euch denn heute Abend eine rechte Freude machen.

Ist es nicht überaus artig, daß die unvernünftigen Thiere, die nach ihren bloßen Naturtrieben handeln, in vielen Stücken die Lehrmeister vernünftiger Menschen geworden sind?

Franz. Wie mag das wohl gekommen seyn?

Mentor. Das ist so gekommen. Die Menschen haben gleich im Anfange, da ihrer noch wenige auf der Erde waren, den Thie-

ren bey ihrer Lebensart das Lauer abgesehen, wie sie ihre Lager, ihre Nester, ihre Gespinnste machen; wie sie für ihr Leben, ihre Nahrung, Sicherheit und Erhaltung ihrer Jungen sorgen; wie sie ihre Glieder, und Werkzeuge ihres Körpers: Füße, Schwänze, Flügel, Klauen, und dergleichen, die ihnen die Natur gegeben hat, zu ihrem Vortheil zu gebrauchen pflegen; wie sie bauen, und graben; wie sie fliegen, schwimmen und rudern; wie sie klettern und springen; wie sie kriechen, spinnen, nähen, kitten, leimen, und so weiter.

Da haben sie es ihnen denn so nachgemacht, weil sie nach ihrem Verstande wohl sahen, daß es gut war. Allein durch eben diesen ihren Verstand haben sie es denn freylich mit der Zeit immer weiter gebracht, und alles so verbessert, daß es viele nützliche Künste in der Welt, für die menschliche Gesellschaft

sellschaft geworden sind. Viele Künste aber haben die Menschen durch ihren eigenen Verstand erfunden, davon die Thiere gar nichts wissen.

Sehr kurios ist es doch, meine Lieben! daß wir nicht leicht eine Kunst unter den Menschen finden, davon sich nicht auch unter den Thieren, wenigstens ein Model, finden sollte. Doch davon will ich euch hernach mehr sagen.

Wer kann mir aber wohl sogleich eine Kunst nennen, die sich fast eben so gut bey den Thieren, wo nicht noch besser, finden sollte?

Franz. Das kann ich: die Baukunst. Da hab' ich neulich von den Bibern, und ihrem Wasserbau so erstaunliche Dinge gelesen, daß ich nicht mehr wußte, was ich sagen sollte.

Mentor. Ganz recht. Was ist nützlicher und nothwendiger, als der Wasser- und Brückenbau? Zumal an großen Flüssen, die oft

anschwellen, und alles überschwemmen. Wie kostbar und beschwerlich ist der Bau einer Mauer, eines Damms im Wasser, das so leicht alles abspühlt; das Einrammen der Pfähle?

Die Biber können das so gut, und noch besser, als die Menschen. Zumal, da sie alles ohne Werkzeuge und Instrumente thun müssen: bloß mit den Instrumenten, die ihnen die Natur gegeben hat.

Franz. O! lieber Freund; wenn sie uns doch das erzählen wollten. Ich habe nur wenig davon gelesen.

Mentor. Gerne, mein lieber Franz!

Ein Bibergebäude im Wasser übertrifft fast alle Kunst der Menschen. Und schwerlich sind die Menschen im Stande, in so kurzer Zeit, ein so künstliches, und dauerhaftes Werk aufzuführen. Wer es nicht wüßte, würde es sicher für kein Werk unvernünftiger

Thiere

Thiere halten; sondern glauben, daß die erfahrensten und verständigsten Baumeister daran gearbeitet hätten.

Da ist alles so akkurat, und genau gegen einander abgemessen, als wäre Linial, Zirkel, Reißzeug, und so was gebraucht worden. Da ist alles so fest in einander gefugt; alles paßt so schön, als wäre es behobelt, und glatt gehauen. Da ist alles so dichte und dauerhaft, daß nicht ein Tröpfchen durchdringen, und keine Gewalt des Stroms etwas einreißen kann. Kurz; es ist alles so angelegt; alles so ausgeführt; alles so eingerichtet und befestiget, als wären die geschicktesten Baumeister zu Rathe gezogen worden.

Dorchen. Ja! wenn ich nur erst wüßte, wie die Thiere das anfiengen?

Franz. Das war eben die Sache. Das möcht' ich auch gerne wissen.

Gottlieb. Sie sollen es ja mit den Zähnen, mit den Vorderfüßen, und mit den dicken Schwänzen thun.

Franz. Das ist wahr: dicke Schwänze haben die Biber. Aber wer hat es denn gesehen? Sie werden das gewiß an solchen Oertern thun, wo kein Mensch vor Wasser hinkommen kann. Vermuthlich auch des Nachts, und keinen zusehen lassen.

Mentor. Die Menschen haben sie doch belauert, und ihnen die Künste abgesehen. Denn dem menschlichen Auge und Verstande entgeht auch die verborgenste List der Thiere nicht. Das ist eben unser großer Vorzug, den uns der Schöpfer gegeben hat, daß wir weiter sehen und denken können, als die Thiere.

Genug! eine Gesellschaft von Bibern ist eine wahre Schule von Ingenieurs. Wie sie es aber machen: darauf beschlaft euch einmal diese Nacht.

XXXVIII.

Fortsetzung des sieben und dreyßigsten Stücks.

Vom Biber.

Franz. Ja! da mag ich lange schlafen oder wachen; so kriege ichs doch nicht heraus, wie die Biber bauen.

Mentor. Das glaub' ich wohl. Wenn ich es nicht von denen gehört hätte, die es selbst gesehen, und erfahren haben; so wüßte ich es auch nicht.

Da will ichs euch denn sagen, so gut ichs weiß. Wir wollen einmal hingehen zu den Bibern, und sie bitten, daß sie uns erlauben, ein wenig zuzusehen, wenn sie ihren Bau anfangen. Ich denke: sie sollen es schon thun.

Franz. Ja! da müssen wir weit gehen, bis nach Amerika.

Mentor. O! in Europa giebt es auch welche. Z. E. im Königreich Preußen. Haben sich doch bey Magdeburg in der Elbe immer ein Paar aufgehalten.

No; so tretet da einmal hin an den See, oder an den Fluß. Wir wollen uns vorstellen: wir stånden an der Elbe. Da sollen denn im Junius, wenn das Heu gemacht wird, ein drey- bis vierhundert Biber kommen, und sich einen Platz aussuchen, wo sie ihr Wasserdörfchen anlegen wollen.

Gottlieb. So viel müssen ihrer seyn?

Mentor. Unter das thun sie es nicht. Denn die Menge muß das bey ihnen ersetzen, was ihnen an Maschinen, und Instrumenten fehlt. Man pflegt zu sagen: viel Hände machen der Arbeit ein Ende. So gehts hier auch?

Da steht nun die kleine Armee von Bibern am Ufer, und laufen bald hier, bald da herunter,

unter, als ob sie was suchten. Mit einemmale machen sie Halt! Seht! Da haben sie einen Platz gefunden, wo viele hohe Bäume am Ufer stehen. Da werden sie gewiß anfangen zu bauen. Gebt Achtung!

Franz. Um der Bäume willen doch wohl nicht? Was können sie denn doch damit machen? Die werden vor ihnen wohl stehen?

Mentor. Geduld. Wir werden es sehen.

Dort unten da, stehen ein Paar Altväter. Die sehen immer nach dem Wasser. Die sehen mir recht so aus, als ob sie überlegten: wie hoch das Wasser steige und falle. Denn darnach bauen sie ihre Hütten.

Franz. J! das wäre ja. Sie beschreiben es ordentlich so, als wenn die Biber da ständen. Daher denk' ich immer: ich stände auch an der Elbe.

Mentor. Ganz gewiß haben sie das gedacht. Denn ich sehe schon, daß sie An-

stalt machen: Dämme und Schleusen anzulegen.

Und zwar hier an dem Fluße werden sie einen Damm machen; aber gewiß nicht, wo ein See ist. Warum wohl nicht?

Franz. I! weil das Wasser in einem See nicht so anläuft, nicht so hoch steigt, als in einem Fluße.

Mentor. Ganz richtig. Aber wer hat ihnen das wohl gesagt? Sollte wohl mancher Mensch das so vorher bedenken? Also einen Damm wollen sie hier machen.

Stellt euch nun einmal die Elbe vor, die wohl funfzig Ellen breit wird, wenn sie recht anläuft, und austritt. Was hat nicht das Wasser dann für eine Gewalt? Und nun da einen Damm, einen Wall vorzubauen, der fast eben so lang, und öfters fünf bis sechs Ellen dick ist? Was gehört dazu für Arbeit, wenn es Menschen thun sollen?

Was

Was für Holz; Steine, und andere Materialien?

Und einen solchen Damm bauen diese Thiere? Ist das nicht bewundernswürdig?

Gottlieb. Sagen sie nur, ums Himmelswillen, Herr Mentor! wie sie das anfangen, und was sie dazu für Instrumente haben?

Mentor. Gar keine.

Gottlieb. Gar keine. Wie meynen sie das?

Mentor. Nämlich solche, als wir Menschen gebrauchen. Dagegen aber hat ihnen die Natur Instrumente gegeben, die sie weit geschickter, als wir unsere künstlichen gebrauchen können. Das sind vier starke Schneidezähne; zween Vorderfüße mit Zeen; zween Hinterfüße, und besonders einen dicken schuppichten Schwanz, wie eine länglichbreite Schaufel. Dieser Schwanz vertritt die Stelle von vielen künstlichen Instrumenten.

ten. Mit diesen ihren Gliedern machen sie das ungeheure Werk, woran einige tausend Mäurer und Zimmerleute mit ihren Sägen, Aexten, Meißeln, Kellen, Hammern, Picken, Jahrelang zu thun hätten.

Franz. No; das ist wahr. Wenn sie doch aber nur erst anfiengen zu bauen?

Mentor. Gleich soll es losgehen.

Das erste, was sie thun, ist dieses: daß sie sich einen tüchtigen Baum am Ufer des Flußes aussuchen. Seht, da stehen ein Paar, die kucken an dem einen hohen Baume immer auf und nieder. Das sind gewiß ein Paar Zimmerleute.

Gottlieb. Ah! Zimmerleute? Ha! ha! ha! Sie wollen den Baum wohl gar umhauen?

Mentor. Das dächt' ich. Gebt Achtung, wie sie das machen. Sie sind schon drüber her. Einer auf dieser; einer auf jener Seite.

Da

Da gehts los. Schnarp! schnarp schneiden sie unten am Stamme mit den Zähnen daran herum, bis er durch ist. Da kommen noch mehrere dazu, und helfen schneiden. Bauz! da liegt der Baum, so groß und dick er auch ist. Hättet ihr das wohl gedacht?

Franz. I! über die Thiere?

Mentor. Haben sie uns nicht das Sägen gelehrt? Haben sie uns nicht gelehrt, Sägen zu machen, die auch Zähne haben?

Aber nun kömmts erst sonderlich. Seht einmal, wie viel da um den Baum herum sind, den sie so haben abzusägen gewußt, daß er ins Wasser fallen mußte?

Dorchen. Was wollen sie nun machen?

Mentor. Schnapp! Schnapp! gehts. Wie die Zweige fliegen? Die großen sägen sie — die kleinen beißen sie ab. Der Baum ist kahl. Nun legen sie den Stamm der

Länge

Länge nach so im Wasser zu rechte, daß er der Grund des Dammes wird.

Franz. Wenn ich nur wüßte, wie sie das gelernt hätten?

Mentor. Eben von dem, der die Raupe gelehrt hat, sich so künstlich einzuspinnen.

XXXIX.

Fortsetzung des acht und dreyßigsten Stücks.

Der Biber.

Mentor. Unsere Biber waren zuletzt noch bey dem Baume im Wasser. Wie soll der nun feste liegen? Es müssen Pfähle davor geschlagen werden. Das können unsre Biber auch.

Gottlieb. Wie machen sie das nun?

Mentor. Die machen sie, theils von den größern Zweigen des großen Baums; theils von kleinern Bäumen, die sie mit den Zähnen absägen, und unten spitz zuschneiden. Daß sie doch das auch wissen, daß sonst kein Pfahl in die Erde geht? Aber nun kömmt ein schwerer Umstand, den ich selbst nicht recht weiß. Wie kriegen sie die Pfähle in die Erde?

Ihr habt doch wohl gesehen, wenn an unserem kleinem Fluße ein Paar Pfähle eingerammt werden, was das für Arbeit kostet. Die Pfähle sind unten mit starken eisernen Spitzen beschlagen. Was wird da nicht erst für ein Gerüste gebauet, die Ramme in die Höhe zu ziehen? Diese Ramme ist ein mit Eisen beschlagener schwerer Klotz, oft wohl sechs bis acht Zentner schwer. Die Zimmerleute heißen ihn den Bär. Wohl zwölf bis funfzehn starke Männer ziehen ihn an einem

Kloben und Stricken, wohl wie die Stube hoch, über dem Pfahle in die Höhe, und lassen ihn denn mit seiner ganzen Last auf den Pfahl niederfallen. O! das kracht, daß mans wohl eine halbe Stunde hören kann. Und sie bringen doch öfters zwey bis drey Tage zu, ehe der Pfahl so tief in die Erde geht, als sie es haben wollen.

Alle diese Umstände gebrauchen unsere Biber nicht.

Franz. No; wie machen sie es denn?

Mentor. Sie stossen die Pfähle, einen bey den andern so akkurat in die Erde, daß sie tief und fest genug stehen. So findet man sie bey ihrem Bau. Wie sie es aber machen, daß sie die Pfähle so tief in die Erde kriegen: das mag der liebe Gott wissen.

Nun werden unsere Biber aus Zimmerleuten Korbflechter.

Dorchen. Wie denn so?

Mentor. J! sie holen sich Ruthen und Zweige, und flechten sie zwischen die Pfähle. Recht, wie wir es machen.

Gottlieb. No; das kann ich nicht begreifen, woher sie das wieder wissen, daß das auch nöthig ist?

Mentor. O! es kömmt noch besser. Unsere Biber haben mehr, als ein Handwerk gelernt. Gebt Achtung. Nun werden es Mäurer, die stattlich mauern können.

Dorchen. Mäurer? Hm! Was mauern sie denn?

Mentor. Die Zwischenräume und Lücken zwischen den Pfählen mauern sie aus, daß da kein Wasser durchdringen kann.

Dorchen. Nun; womit denn?

Mentor. J! da nehmen sie nicht etwa Leim, oder so was, das im Wasser weich wird. Da würden sie schöne fahren. Son-

dern Thon und Sand, was das Wasser nicht durchläßt.

Wie mögen sie das wieder wissen?

Das wird denn alles von ihrer vielen zusammengeschleppt, und mit den Füßen so lange getreten, bis es ein dicker fester Teig wird.

Allein nun ist die Kelle nöthig. Wie werden sie die kriegen?

Franz. Ah! der Schwanz! Der Schwanz!

Mentor. Auf dieser Schaufel wird der Thon und Sand von einigen hunderten angetragen, und in die Lücken zwischen den Pfählen eingeschmiert. Ist das geschehen; so klopfen sie alles mit dem dicken Schwanze so lange, bis es, wie eine Mauer, steht.

Was sagt ihr dazu?

Gottlieb. Daß die Thiere ordentlichen Menschenverstand haben.

Mentor. Bey dem allen bleiben oben auf dem Damme immer zwey bis drey Oeffnungen, damit der Strom seinen Lauf behalten kann.

Sie sind so klug, daß sie ihren Bau just in der Sommerzeit anfangen, da das Wasser klein, und die trockenste Witterung ist. Bey hohen Wasser würde es gar nicht angehen.

Zuweilen bricht auch der Strom wohl einmal durch, wenn das Wasser anläuft. Gleich aber wird alles wieder ausgebessert. Was denkt ihr nun bey dem allen?

Franz. Ich kann vor Verwunderung fast gar nichts mehr denken.

Mentor. Bis hieher arbeiteten unsere Biber alle gemeinschaftlich für einander an einem Werke, und der Damm ist fertig. Nun aber trennen sie sich in kleine Gesellschaften, und jede Familie bauet sich ihre eigene Häus-

chen. Ein kleines, niedliches rundes Hüttchen von einem oder mehr Stockwerken, wie ein Hutkopf gestaltet. Auch dieses ist auf einem mit Thon ausgefüllten Pfahlwerke angelegt.

Können es Menschen wohl anders machen? Die Wände des Häuschens sind ohngefähr eine Elle dicke, und sehr gut gemauert. Inwendig mit Thon so artig überzogen, als hätte es ein Mäurer gethan. Das alles geschieht mit dem Schwanze. Der Fußboden ist mit Mooß und Rasen bedeckt. Denn sie sind große Freunde der Reinlichkeit. So auch die Außenseite der Hütte von Mooß und Rasen.

Das Häuschen hat zwey Ausgänge: einen auf dem Lande; den andern im Wasser. Die oberste Etage ist allemal über dem Wasser, damit sie trocken wohnen. Die größten derselben sind wohl fünf Ellen breit. Andere

kleiner.

kleiner. In den ersten wohnen oft sechzehn bis zwanzig Biber. Jederzeit so viele Männchen, als Weibchen.

Welche Klugheit und Vorsicht!

Die meisten Biberkolonien bestehen aus zehn bis zwölf solcher Häuschen. Keine Familie darf der andern ins Haus kommen. Sonst giebts Krieg und Schläge.

Sie sammlen sich auch weiche Baumrinden von Pappeln und Weiden zum Wintervorrath.

Sagt nun selbst: sollten die Menschen bey dem Wasserbau nicht vieles von den Bibern gelernt haben?

XL.

Das kann ich schon.

Es ist ein großer Fehler, wenn ein Kind immer sagt: das kann ich schon.

Was mag es doch bey dem sehr geringen Grad von Leibeskräften schon können, da es noch immer wachsen und größer werden muß? So wie es wächst, nehmen auch seine Leibeskräfte erst noch zu. Wie mag es nun schon alles können? Eben so ist es auch mit seinen Seelenkräften. Wie geringe ist noch das Maaß seiner Erkenntniß und Verstandes? Wie wenig weiß es gegen andere verständige und gelehrte Leute? Wie viel hat es zu lernen, ehe es das nur lernt, was ihm nützlich und schädlich ist? Wie mag es nun alles können?

Die Alleskönner sind mir die rechten. Sie haben gar keine Lust, was zu ler-

nen. Sonst würden sie nicht sagen: das kann ich schon.

Wenn die Mutter Dorchen zum Stricken ruft, und spricht: stricke doch ein Bischen. Antwort: das kann ich schon. So? Ein Paarmal herumstricken: das nennst du Stricken? Gut, wenn du es also kannst; so gebe ich dir keinen Strumpf wieder an die Füße: du habest ihn denn selbst gestrickt. Denn du kann es schon.

Das kann ich schon, sprach Fritz zum Vater, da er sagte: übe dich im Rechnen. So? Das kannst du schon? Komm denn einmal her, und mache das Exempel. Ein Zentner hat hundert und zehn Pfund: ein Pfund 32 Loth. Wie viele Lothe sind nun im Zentner? Da stand er, wie Butter an der Sonne.

Sieh da! riefen die andern. Das ist schon recht. So macht ers immer. Alles kann er schon.

Großpralen kann er, sagte der Vater. Denn die Alleskönner sind nichts als Großpraler. Wenn man es beym Lichte besieht; so können sie nichts. Wenn sie die Probe ihrer Alleskönnerey machen sollen; so gehts ihnen, wie Fritzen mit dem Zentner und Lothen, daß sie nicht ein Loth können, wenn sie sich eines Zentners rühmen.

Das würd' ich ja können, rief Albert, da er mit andern Knaben an einem Graben stand, und keiner sich überzuspringen getrauete. O! das kann ich schon. Und — Bauz! lag er im Moder bis über die Ohren. Als er in dem Aufzuge nach Hause kam, sagte der Vater: aha! da kömmt der Alleskönner her. Der wird gewiß über den Graben gekonnt haben. Wie schön ers gekonnt

hat,

hat, sehen wir an seinem Kleide. — Da muß er sich schämen.

Die Alleskönner sind vorwitzig und vermessen, sprach der Vater. Sie wollen sich nur was sehen lassen. Dann gehts ihnen aber auch so, wie dem, mit Koth überzogenem Alleskönner da. O! schöner Alleskönner, der so bezahlt wird.

Das kann ich schon, sprach Eberhard zu Casparn auf dem Dorfe — und das kann ich auch schon. Ich kann lesen, schreiben, rechnen, zeichnen. Was kannst denn du? Du bist ein dummer Dorfjunge. Der arme Junge schwieg stille, da er so verachtet wurde.

Gleich drauf gieng Eberhard des Abends vor dem Dorfe spazieren. Da kam ein Wagen mit zwey flüchtig gewordnen Pferden in vollem Gallop auf Eberharden zu. Er nahm die Flucht; stolperte aber, und fiel gerade in den Weg. Er wäre gewiß überfahren worden.

Da kam aber Caspar, der in der Nähe war, nahm den Hut ins Maul, lief den Pferden gerade entgegen, und rief: Burr! Burr! Mit einemmale standen sie.

Da schleppte er Eberharden an die Seite, und sagte: Wi steit et denn nu, junke Here! Kann hey noch alles?

Eberhard dankte ihm, und gieng beschämt nach Hause. O! du guter Eberhard! wenn du auch ein Bischen mehr konntest, als der Bauerjunge, konntest du darum schon alles? Konntest du so gut mit Pferden umgehen, als er? Verachte ja keinen.

Albertine war einmal in Gesellschaft anderer Mädchen, da von Kochen, Nähen, Stricken, Spinnen, und von andern nützlichen Dingen der Haushaltung gesprochen wurde. Das kann ich alles schon, rief Albertine, in einem spöttischen Ton. Mit sol-

chen Dingen geb ich mich nicht mehr ab. Ich kann wohl noch mehr, als das.

Da sie noch eben davon sprachen, blieb Minchen mit der Schürze an der Thür hangen, und riß sie ein. O! da geschwind, Albertine! hast du Nadel und Zwirn. Nähe mir doch das Loch zu, ehe die Mutter kömmt. Da konnte sie auch keinen Stich machen, und wurde brav ausgelacht.

Wie giengs dem guten Franz? Der konnte alles schon, als er auf die Universität kam. Er lernte ein Bischen Predigen; das heißt: zusammengestoppeltes elendes Zeug mit einer starken Stimme, und unverschämten Dreistigkeit herschwatzen. Fragten ihn andere: ob er dies oder jenes Kollegium, oder diese oder jene Wissenschaft schon gehört hätte; so hieß es: das kann ich schon. Und mit diesem: das kann ich schon, kam er von der Universität.

Da sollte er Lehrer bey einer jungen Herrschaft werden, und sie in der Geographie, Historie, Naturgeschichte, Zeichnen und Rechnen unterrichten. Von dem allen aber konnte er nichts. Mit Schimpf wurde er abgedankt.

Der verdiente Lohn der Alleskönner, daß sie sich selbst am Ende mit Schande offenbaren müssen, wie sie nichts können.

Glaubt mirs, liebe Kinder! Es ist ein großer Fehler, dies von sich zu sagen. Dadurch lernen es Kinder zuletzt von sich glauben, oder bilden sichs ein. Ein Fehler, der sie hindert, was rechts zu lernen. Denn sie lernen das sicher nicht, wovon sie glauben, daß sie es schon können, oder sie lernen es nur halb.

Alleskönner sind insgemein Nichtskönner, und werden ausgelacht.

XLI.

Das kann ich nicht.

Ein eben so großer Fehler bey Kindern, als der vorige: das kann ich schon. Wenn dieser bey dem Kinde aus Pralerey, und falscher Einbildung von sich selbst, entsteht; so macht es dieser kleinmüthig, und mißtrauisch gegen sich selbst. Wenn jener Fehler das Kind hindert, weiter zu kommen, weil es glaubt: das kann ich schon; so hindert dieser es eben so wohl daran: das kann ich nicht, weil es denn sich nicht getrauet die Sache zu probiren; also auch nicht lernt.

Ich habe aber, meine lieben Kinder! an euch ganz was besonderes angemerkt. Das sollt ihr wohl nicht glauben. Ich habe eure kleine Seele glücklich belaurt. Vor mir könnt ihr nichts mehr verbergen. Ich habe ein gewisses Glas, womit ich auch in eure Seele

sehen, und alles bemerken kann, was darinne vorgeht. Nehmt euch ja vor mir in Acht. Ihr mögt euch stellen, wie ihr wollt. Ich sehe es doch, wie ihrs meynt.

Da hab' ich denn gesehen, daß: das kann ich nicht, bey vielen Kindern nicht vom Mangel ihrer Kräfte herrühre, als ob sie es nicht könnten; sondern daß es öfters von ihrem Eigensinn, von einem kleinen Trotz, und Nichtwollen herkomme, und also ihr: das kann ich nicht, so viel heiße, als: das will ich nicht, weil ich keine Lust habe, es zu thun.

Seht ihr wohl, ihr Kleinen! daß ich euer ganzes Geheimniß errathen habe?

Dorchen, sagte die Mutter, stricke doch ein Bischen. Nimm da ab. Mache die Naht. „Das kann ich nicht.“ J! ich habe dirs ja gewiesen. Du hast es schon gemacht. Probire es nur. Es geht gewiß. „Das

kann

kann ich nicht.“ Dorchen! da hast du ein Auge fallen lassen. Nimm es wieder auf. „Das kann ich nicht.“

Woher mochte das wohl kommen? Es hatte keine Lust, gar keine Lust zum Stricken; und wollte lieber spielen, oder sonst was anders vornehmen. Daher kam sein: das kann ich nicht. War es was anders, als: das will ich nicht?

Ein andermal sagte man: Dorchen mache doch nun einmal große Buchstaben — und Zahlen. Schreib doch einmal ohne Linien. „Das kann ich nicht.“ Ey! du hast es ja noch nicht probirt. Mahle sie nach, wie sie dir vorgeschrieben sind. Wofür hast du denn Augen? Du wirst ja eine gerade Zeile schreiben können? „Das kann ich nicht.“ Wieder so viel, als: das will ich nicht.

Fritze! rechne einmal das zusammen. „Das kann ich nicht.“ Warum denn nicht?

Versuch es doch erst. Es wird schon gehen. „Das kann ich nicht.“ Von nun an zieht er sich die Stiefel allein aus. „Das kann ich nicht.“ Lerne doch, dir die Nägel an Fingern und Zeen allein abschneiden. „Das kann ich nicht.“

Und so gehts in hundert Fällen. Es kömmt wirklich auch daher, wenn man die Kinder nicht früh genug selbst handeln, und ihre Kräfte gebrauchen läßt. Werden sie immer von andern bedient; läßt man sie ihre Bedürfnisse nicht selbst ein Bischen fühlen; so wirds lange, lange heißen: das kann ich nicht. Und die Kinder werden nie selbst wollen und können; sondern immer durch anderer Beyhülfe unthätig bleiben.

Es ist dies darum ein so großer Fehler, weil er das Kind abhält, die Sache selbst anzufangen, und zu versuchen. Mithin wird mein Lebe nichts draus. Was hat das aber

für

für Folgen auf ihre künftige Lebenszeit? Werden sie da allemal die bey sich haben, die ihnen sonst das vorthaten, was sie nicht konnten, oder nicht wollten? Es werden die elendesten Geschöpfe, die sich mit nichts helfen können. Jedes Thier ist klüger wie sie, und kann sich weit eher helfen, als sie. Das kömmt denn von dem: das kann ich nicht, in der Jugend.

Diese Nichtkönner machen sich in der menschlichen Gesellschaft öfters eben so lächerlich, als die Alleskönner. Davon ist mir ein ganz sonderbares Exempel bekannt. Es war einmal der Sohn reicher und vornehmer Aeltern, dem man: das kann ich nicht, von Kindheit an, immer hatte hingehen lassen, weil Leute genug da waren, die ihm alles vorthun mußten. Da wurde es denn ein Früchtchen von ganz sonderbaren Eigenschaften. Er war bald achtzehn Jahr

 alt,

alt, und konnte sich noch nicht allein Strümpfe, Beinkleider, Schuhe, Hemde, Schlafrock, u. s. w. anziehen. So kam er auf die Universität. Ihr könnt denken, Kinder! was es da für poßierliche Streiche gab.

Es war ganz unglaublich, was mir von diesem jungen elenden, verzogenen Menschen erzählt wurde. Ich wollte es auch nicht glauben, bis ich es selbst sahe. Ich hatte Gelegenheit, ihn wohl vierzehn Tage zu beobachten.

Wenn er des Morgens aufstand; so konnte er das Bettlaken von seinem Hemde nicht unterscheiden. Das Hemde zog er verkehrt an, und steckte die Füße durch die Aermel. So auch mit den Strümpfen. Den Schlafrock konnte er nicht einmal recht anziehen. So waren auch seine Sitten. Fürs Gedächtniß hatte er viel gelernt; aber für den Verstand und Körper gar nichts. Man durfte ihn

nirgends allein hingehen lassen. Er konnte sich nicht wieder zu rechte finden. In seiner Aeltern Hause hatten ihn die Mägde bis in das Jahr, da er nach Universitäten gieng, alle Morgen von Kopf bis auf den Fuß an- und so auch wieder ausziehen müssen. Auf der Universität hatte er einen Hofmeister, der das ebenfalls thun mußte.

Kinder! ihr lacht? Ihr schüttelt die Köpfe, als wolltet ihr sagen: machen sie uns nichts weiß. Ich kann euch versichern, daß dies alles so wahr ist, als daß ihr Augen und Ohren habt. Und das wenigste davon hab' ich nur erzählt. O! hundertmal mehr könnte ich erzählen, wenn es nur zu glauben stände. Nur noch eins.

Wir giengen zuweilen mit dem elenden Menschen spatziren. Kamen wir auf den Schießplatz, wo nach der Scheibe geschossen wurde; so war er, wie ein schüchternes Reh,

 und

und hielt sich beyde Ohren zu. „Das kann ich nicht hören.“ Kamen wir an einen kleinen Bach, der keine halbe Elle breit war, über welchen, ihr Kinder von sieben, acht Jahren, wie die Hirsche, wegsetzen würdet; so stellte er sich einfältiger an, wie ein Kind von zwey Jahren, kroch zurück, und dachte: er würde ersaufen. Springen sie doch herüber, wie wir alle gethan haben. „Ach! das kann ich nicht.“ Er mußte, wie ein kleines Kind herübergetragen werden.

Und so fast in allen körperlichen Dingen. O! nehmt daran ein Exempel. Was ist doch ein Mensch, der von Kindheit an, nichts an sich selbst gethan, und immer gesagt hat: das kann ich nicht — für ein elender, hülfloser und bedaurenswürdiger Mensch? Ein Mensch, der den Kindern lächerlich wird!

Dorchen und Fritze wollten sich gar nicht zu manchen Dingen bequemen, die ihnen

nicht

nicht gleich in die Hände fielen, und nur ein Bischen sauer wurden.

Man wußte nicht erst, wie man es ihnen abgewöhnen sollte. Endlich geschahe es auf zweyerley Art, daß man ihnen: das kann ich nicht, aus dem Kopfe brachte.

Erstlich ließ man sie oft mit Kindern zusammenkommen, die das sehr gut konnten, was sie nicht konnten, oder nicht können wollten, und die öfters an Jahren noch jünger waren, als sie. Wenn diese es denn konnten; so wachte die Scham, und das kleine Ding bey ihnen auf, was man Ehre nennt. Sie probirten es, und es gieng.

Zweytens hielt man ihnen nun das Gegenspiel von den Dingen, die sie thun wollten. Mutter, sprach Dorchen, laß mich doch das einmal machen. „Nein! das kannst du nicht.“ Und so gieng es bey den angenehmsten Dingen und Spielen, die deshalb

unterbleiben mußten, weil es immer sagte: das kann ich nicht. Laß mich doch heute mit aufs Dorf in die Kirchen gehen. „Nein! das kannst du nicht. Wie wolltest du so weit gehen können.“

Vater! sprach Fritze, laß mich doch einmal eine Feder schneiden: laß mich doch einmal mit auf dem Schlitten fahren. „Nein! das kannst du nicht.“

Dadurch wurden sie bald davon abgebracht, daß sie nunmehro alles selbst probirten, sich freueten, wenn es ihnen gelungen war, und nicht mehr sagten: das kann ich nicht.

XLII.

XLII.

Das brauch' ich nicht.

Ein Kind muß alles lernen, was nützlich ist. O! es weiß nicht, wozu es solches noch in der Welt gebraucht. Ein großer Fehler, wenn es dies oder jenes lernen soll, und immer sagt: das brauch ich nicht! Zumal wenn es Aeltern hat, die alles an es wenden, und es alles wollen gerne lernen lassen, wenns es nur lernen will.

Das brauch' ich nicht, sagt Fritz, wenn er Lateinisch und Französisch lernen soll. Ich will ein Amtmann werden.

Guter Fritz! das kannst du noch gar nicht sagen, was du werden willst. Lerne erst was, und dann wähle dasjenige, wozu du die meiste Lust hast, und am geschicktesten bist.

Braucht aber etwan ein Amtmann kein Französisch? Wie manches schöne Buch ist

im Französischem herausgekommen? Kann er das lesen, wenn er kein Französisch versteht? Wie viel steht in guten Französischen Büchern von allen denen Dingen, die ein Amtmann wissen muß, und die zur Haushaltungskunst gehören? Ueberhaupt schadet es nicht, wenn man ein Bischen Lateinisch und Französisch kann.

Ist es nicht dem Herrn Amtmann ein grosser Schimpf, wenn er nicht einmal so viel Lateinisch versteht, als der Schulmeister des Orts, und sich von dem muß verdeutschen lassen, was in den Zeitungen steht?

Es war einmal ein Amtmann, der mußte einem großen Herrn auf einer Reise vorreuten. Der Herr wollte was mit ihm sprechen, was andere eben nicht verstehen sollten, und sprach Französisch. Der Amtmann neigte sich, und sagte: er könne kein Französisch. Laßt einen andern kommen, sagte der Herr.

Der konnte Französisch, und kriegte eine weit bessere Bedienung. Sag ja nicht, Fritz! das brauch ich nicht. Sonst kann dirs, wie dem ersten Amtmann gehen.

Franz lerne doch Zeichnen. „Das brauch ich nicht. Ich will ein Prediger werden.“ Deswegen also willst du es nicht lernen. O! du kannst ja nicht wissen, wozu du es einmal brauchst?

Glaub deinem Vater. Dem ist es auch so ergangen. Könnt' ich jetzt zeichnen: ich wollte einige hundert Thaler drum geben. Da steh' ich nun vor dem Vergrößerungsglase, und sehe die kleinen unsichtbaren Wasserthierchen, die noch keinem menschlichen Auge vorgekommen sind. Aber was hilft mirs. Ich muß sie fahren lassen, weil ich nicht zeichnen kann. Wer weiß, ob sie mir in meinem Leben wieder vorkommen? Wie sehr muß ichs nun bereuen?

Dank' es doch deinem Vater, daß er dichs will lernen lassen!

Moritz lerne doch Musik! Du kannst nicht wissen, wozu es dir einmal gut ist. „Das brauch ich nicht. Ich will ein Kaufmann werden.“

Als ob das den Kaufmann verschimpfte, wenn er auf dem Klavier, auf der Violine, oder Flöte spielen könnte. O! wie mancher hat in der Welt schon durch die Musik sein Glück gemacht, wenn nichts mehr gehen wollte?

Jener Edelmann dachte auch so, da er eines reichen Mannes Tochter heyrathen wollte. Was können sie, fragte er? Haben sie sonst noch was neben zu gelernt? „Das brauch ich nicht. Ich habe Güter, und Leute, die das können, was ich nicht kann.“

So kriegen sie auch meine Tochter nicht. Gehen sie erst hin, und lernen noch was.

Zum

Zum Spaß gieng er hin, und lernte Körbchen flechten. Da kriegt' er die Tochter. Es kam Krieg, seine Güter brannten ab, und er wurde Bettelarm. Da gieng er nach Holland, flochte die niedlichsten Körbchen, von der artigsten Erfindung: große und kleine, und ernährte sich reichlich. Da sagte er nicht mehr: das brauch ich nicht.

Wie giengs Albertinen? Die wollte durchaus nicht stricken lernen. Der Vater starb. Die Mutter brannte ab, und starb auch. Ihre Geschwister ernährten sich reichlich, und legten eine Strick- und Nähschule an. O! wie bedauerte es Albertine nun, daß sie das nicht gelernt, und immer gesagt hatte: das brauch' ich nicht.

Wie giengs dem Robinson auf seiner Insul? Gerne hätte er den großen Goldklumpen darum gegeben, wenn er in seiner Jugend manche Profeßion gelernt, oder nur

abge-

abgesehen hätte, wie dies oder jenes gemacht würde. So hätt' er sich mancherley nützliche Sachen machen, viele Zeit ersparen, und sich sein einsames Leben sehr erleichtern können.

Man kann den Kindern dieses: das brauch ich nicht, nicht besser abgewöhnen, als daß man ihnen das nicht giebt, was sie brauchen, bis sie sichs selber machen können. Dorchen kriegte eher keine leinene Strümpfe wieder an die Füße: die wollenen mochten brennen, wie sie wollten, bis es sich solche selbst stricken lernte. Da sagte es nicht wieder: das brauch ich nicht.

XLIII.

Fortsetzung des neun und dreyßigsten Stücks.

Von den Künsten der Thiere.

Es muß euch, liebste Kinder! gewiß sehr angenehm seyn, wenn ihr sehet, daß so viele Künste und Geschicklichkeiten der Menschen, die das Leben erleichtern, sich ebenfalls unter den Thieren befinden.

Laßt uns einmal alle die Wasserkünste durchgehen, was zum Schwimmen, Rudern, Kahnen, Steuern, Schiffen, und dergleichen gehört, ob wir nicht davon auch was unter den Thieren finden.

Unter den vierfüßigen Thieren kann ein jedes schwimmen, das vier Füße hat, und sich derselben, als Ruder bedient. Der Hund, insonderheit der Pudel, seht einmal zu, wie rasch er ins Wasser geht, wenn sein Herr ei-

ne wilde Ente geschossen hat? Wie platschert er, wie rudert er mit seinen Füßen, wo es tief ist?

Die Kuh, der Ochse, schwimmt durch die größten Ströme, und sein aufgeblasener dicker Bauch vertritt die Stelle des gewölbten Kahns.

Mastbaum und Segel gehören zum Schiffen. Der Fuchs, das Eichhörnchen, setzen sich auf ein Stück Holz, oder alte Baumrinde, stellen ihre Fahne in die Höhe, sind sich selbst natürliche Mastbäume und Segel, und schiffen damit über die breitesten Flüsse.

Die ungeheursten größten Thiere: das Rhinozeros, das Nilpferd; der Bär, und andere mehr, können sehr geschickt schwimmen. Was für Schwimm- und Ruderkraft haben die Fische in ihren Schwänzen: vom Wallfisch an, bis zur Ellritze, die an

den

den Wurzeln der Ellern saugt. Wie ein Pfeil schießt die Schmerl in ihrem Steinbache? Eine Stoßkraft, die sie sich bloß mit dem Schwanze giebt.

Wenn wir uns mit unsern Gedanken ins ungeheure Meer versetzen; wie wimmelt da alles von unzählichen Kreaturen: vom Wallfisch an bis zu dem kleinen Gewürme, das die Auster einschlurft? und alle, alle können sie schwimmen. Eine jede nach ihrer Art. Und jede ist dazu mit besondern Schwimm- und Ruderwerkzeugen versehen.

Unter diesen allen will ich nur ein einziges herausnehmen, nämlich die kostbare und prächtige Perlmutterschnecke, den Nautilus, die man den Schiffer nennt. Denn kein Thier lehrt uns natürlicher die Kunst zu schiffen, und zu kahnen, als dieses.

O! ihr solltet nur einmal inwendig in der Schaale dieses Thierchens die Kammern, und

das Gewinde, bis in den Mittelpunkt sehen; ihr würdet gewiß über die künstliche Einrichtung des Dinges erstaunen.

Ich kann euch nicht genug bitten, daß ihr euch dies Prachtvolle Geschöpf einmal zeigen laßt, wo ihr nur Gelegenheit dazu habt, die euch eure Aeltern und Lehrer gerne verschaffen werden.

Man hat sie von Perlmutter, und auch so weiß, so zart, wie das feinste Postpapier.

Diese Schaale des Thiers ist akkurat, wie ein Kahn gebildet, der auf beyden Seiten in die Höhe geht, damit er kein Wasser schöpfen kann. Die Seefahrer können uns nicht genug beschreiben, wie artig es lasse, wenn das Thierchen so in vollem Sturm, auf den Fluthen des Meers dahin segle.

Mit dieser seiner Schaale kann es alle Veränderungen machen, die es bey seiner

Schif-

Schifffahrt nöthig hat. Will es in die Höhe steigen; so zieht sich das inwendige Thierchen in der Schaale nach vorne zu, und drückt das Wasser aus der Oeffnung. Gleich wirds leichter, als das Wasser, und steigt, wie ein Fisch, der seine Blase aufbläst.

Will es sinken; so zieht sichs in der Schaale zurück, bis in die innerste Kammer. Dann dringt das Wasser ein, und es geht zu Grunde, wie ein Fisch, der seine Blase zusammenzieht.

Will es schiffen und kahnen; so kehrts die Schaale um, daß der runde Hinter- und der hole Vordertheil über dem Wasser; der hole krumme Theil aber, der wie ein Kahn aussieht, auf dem Wasser zu stehen kömmt. Da segelts hin.

Was aber das merkwürdigste ist; so kann das Thierchen, wenn es segeln will, eine Art von Haut aus der Schaale in die Höhe ste-

cken, die es straf anspannt, daß sie die Luft fassen kann, die ihm denn statt eines ordentlichen Segels dient.

Nehmt nur die Wasserinsekten. Wie leicht, wie geschickt können sie alle schwimmen? Und jedes wieder nach seiner Art.

Die Wasserwanzen schwimmen alle auf dem Rücken, und gebrauchen ihre Füße, als Ruder. Man sollte schwören: es wäre ein kleiner Kahn. O! das geht, mit einer ganz unglaublichen Geschwindigkeit, daß man ihnen mit den Augen kaum folgen kann. Wenn ihr euch ein Glas voll Wasserlinsen holt; so könnt ihr euch die Lust machen, und sie schwimmen sehen.

Die Wasserkäfer nennt man eben darum Schwimmkäfer, weil sie die Kunst zu schwimmen, und zu rudern, gar geschickt verstehen. Ihr Körper ist platt, ovalrund, und die Hornhaut desselben, so blank, wie

ein Spiegel. Die Fußschenkel breit, und mit vielen Haaren besetzt. Damit können sie ganz vortreflich rudern. Und wenn man sie in einem großen Gefäß schwimmen siehet; so kömmt einem fast die Lust an, mit zu schwimmen.

Da giebt es auch im Wasser kleine Insekten, die sich in die Ephemera, oder Eintagsfliegen verwandeln. Diese haben an jeder Seite des Körpers acht kleine Ruder, die akkurat so stehen, wie die Ruder einer Galeere. Diese sind in einer beständig flimmernden Bewegung. Und sie können damit so erstaunlich schnell rudern, daß sie einem, wie ein Blitz aus den Augen sind.

Keine größere Lust, als wenn man einen Tropfen mit Infusionsthierchen unter dem Vergrößerungsglase besiehet. Wie da Millionen so geschickt durch einander her schwimmen; sich einander ausweichen, und alle, ein

Jedes in seiner Art, mit besondern Theilen dazu versehen sind.

XLIV.

Fortsetzung des drey und vierzigsten Stücks.

Von den Künsten der Thiere.

Wie viele Modelle hat die Baukunst erfunden? Und es sollte nicht schwer seyn, sie alle bey den Thieren, selbst bey den kleinsten und verächtlichsten, zu finden?

Wer hat die Bienen, und Wespen gelehrt, ihre Zellen, nach den vollkommensten Regeln der Geometrie in den regelmäßigsten Sechsecken, anzulegen? Wie viel Raum wird dadurch im Bauen erspart? Und die Menschen dürfen sich gewiß nicht schämen, dies von den Bienen gelernt zu haben.

Nehmt die Wohnungen der Dachse, Füchse, Murmelthiere, Hamster, Kaninchen, und ande-

anderer Thiere, die sich in die Erde graben. Wie künstlich; wie vorsichtig; wie absichtlich sind sie alle angelegt: theils zu ihren Bedürfnissen; theils zu ihrer Sicherheit?

Die Nester der Vögel übertreffen in diesem Stück fast alle Kunst der Menschen. Wie künstlich; wie verschieden alle? Fast jeder Vogel bauet nach einem andern Modell, wie es seine Lebensart, und die Erziehung seiner Jungen erfordert. Der Adler auf den höchsten Baumgipfeln, oder in den steilsten Felsklippen. Die Nachtigall, und mehrere im Grase. Die Dolen und Thurmschwalben auf den Kirchthürmen. Die Rauchschwalbe unter den Dächern. Die Wasservögel im Rohr. Die Waldvögel auf den Bäumen. Die Feldvögel im Korne. Die Gartenvögel in Hecken, und holen Bäumen. Wie künstlich herabhangend die indianischen Vogelnester:

 Jeder

Jeder Vogel gebraucht zu seinem Neste andere Materialien, und bauet nach einer andern Form. Der Wiedehopf von Menschenkoth. Die Schwalbe von Gassenkoth. Der Finke von dem weichsten Mooß.

O! denkt hier auch an die Bauart der Insekten in Absicht ihrer Gespinnste, und Verwandlungshülsen. Nur ein Exempel. Wie sonderbar sind nicht die Wohnungen und Gehäuse der Wasserraupen, die sich in die Frühlingsfliegen, oder Phrygane'en verwandeln?

Sie machen sie von Grasehälmern, Baumblättern, Zimmerspänen, Sandsteinchen, und ich habe welche, da die Röhre über und über, mit einigen hundert kleinen Schneckchen von allerley Arten, beklebt ist. Scharmanteres könnt ihr fast nicht sehen.

Was

Was sagt ihr zu den Spinnen? Sollten uns die nicht etwas von ihrer Strick-Weber- und Tapezierkunst gelehrt haben.

Seht einmal das Netz einer großen Kreuzspinne recht an. Ist es nicht, als wenn es mit den besten Stricknadeln gemacht wäre? Da sind Grundlinien, Querfäden, Längsfäden, Quadrate, und an den Ecken Verbindungsknoten: recht wie das sauberste Filet.

Kann der Weber auf seinem Gestelle fester, und feiner weben, als die Winkelspinne, die in den Fenstern ihr Gewebe ausspannt? Da ist der natürlichste Aufzug, der ordentlichste Einschlag der Fäden, wie sie der Leinweber nur machen kann.

Wie viele Geräthschaft muß der anwenden, ehe er ein Stück Leinwand fertig kriegt? Wie wenig Mühe kostet es der Spinne, ihr Gewebe zu machen? Sie hat ihren Vorrath

von Materie immer bey sich, und ihre Füße sind wie der feinste Weberkamm, durch welche sie die Fäden laufen läßt, um sie doppelt und dreyfach zusammen zu drehen.

Gewisse Arten von Spinnen ziehen ihre Gewebe an der Erde, und über die Blätter der Bäume, auch über kleine Sträucher, daß ein Tapezirer seine Tapete nicht besser machen könnte.

Wenn es wahr ist, daß der sogenannte Sommer, oder die ziehenden Marienfäden im Herbst, ihren Ursprung von den Spinnen haben; so kann man die seidene Tapete nicht genug bewundern, womit oft des Abends ganze Wiesen überzogen sind. Scheint die Sonne recht flach darüber; so kann man die schöne Silbertapete, wie die Spiegelblanke Fläche des ruhigen Meers, kaum ansehen.

Unter den Bienen hat man auch Tapezier- und Mauerbienen, welche ihre Wohnungen sehr artig auszutapezieren pflegen.

Sollten nicht auch die Spinnen einige Gelegenheit zu der Erfindung gegeben haben, Thiere mit Netzen zu fangen?

Unter den Schmetterlingen hat man eine eigene, sehr zahlreiche Klasse, die man Spinner nennt, weil sich ihre Raupen nicht anders verwandeln, als in sehr künstlich gesponnenen Gehäusen, und sehr dicht gewebten, und verleimten Hülsen, die man an einem Faden, wie bey den Seidenwürmern, ordentlich abspinnen kann.

Ja! ja! der Seidenwurm, wie viele Seide liefert der den Menschen? Er hat ihnen schon vorgesponnen, was sie nur nachspinnen dürfen. Wie viele Fabriken sind daraus entstanden? Wie viele Hände sind darinn mit Spinnen beschäftiget? Vielleicht

könnten wir die Kunst der Spinnerey nicht so leicht, und vortheilhaft treiben, wenn wir sie dem verächtlichen Wurme nicht erst abgesehen hätten.

Der abgesponnene Faden eines Gespinnstes vom Seidenwurm ist über tausend Fuß, oder 500 Ellen lang. Da nun jeder Faden doppelt ist; so hat jedes Ey, oder Gespinnste tausend Ellen, und das Ganze wiegt doch nicht mehr, als drittehalb Gran.

Giebts doch Meermuscheln, die sich mit Fäden anspinnen, daß es läßt, als wenn kleine Schiffgen mit Tauen vor Anker lägen.

Die Kunst zu drehen, und Gürtel zu machen, verstehen die Raupen, und Puppen der Schmetterlinge sehr gut, die sich in Gürteln aufzuhängen pflegen, und wer verrichtet die Kunst, Rollen zu machen, besser, als die Blattroller, und Blattwickler unter den Raupen?

In

In der Schneiderey sind verschiedene Thiere sehr erfahren. Doch davon erzähle ich bald weiter.

✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱✱

XLV.

Fortsetzung des vier und vierzigsten Stücks.

Von den Künsten der Thiere.

Schneider, recht künstliche Schneider, giebts unter den Thieren. In Indien ist ein Vögelchen, der davon der Schneidervogel heißt *). Der nähet sich vermittelst seines spitzen Schnabels, den er als eine Nadel gebraucht, mit kleinen Fäserchen, am Ende eines großen herabhangenden Blatts, von andern Blättern, ein Nestgen zusammen,

*) S. Zeitvertreib rc. Drittes Bändgen, 73tes St. S. 371.

men, worinn seine Jungen vor den Schlangen und Eidexen sicher sind.

Ich dächte, hierbey müßten euch die Pelz- und Kleidermotten einfallen. Wie künstlich verfertigen sich diese von Pelz, Tuch und Wolle kleine artige Habitchen, worinn sie sich einfuttern, und ohne diese Kleidgen nicht leben können? Die Blattmotten machen ihr Kleidgen von zerschnittenen Baumblättern. Die Mütter des Stammraupenschmetterlings, wie gut und sicher wissen die ihre Eyer in die Haare ihres eigenen Leibes, die sie sich bey dem Eyerlegen ausziehen, einzufüttern, damit sie nicht erfrieren?

Die Minirkunst ist unter den Thieren gar nicht unbekannt. Hamster, Maulwürfe, Füchse, Dachse, Spitzmäuse, Erdratten, was können die nicht unter der Erde für Gänge und Höhlen graben? Unter den Insekten die Maulwurfsgrille, wie ackert die nicht

vor

vor sich hin? Die Natur hat ihr ordentliche Hände, wie den Maulwürfen, zum Graben gegeben.

Aber die Minirwürmchen zwischen den Häuten der Blätter verdienen die höchste Bewunderung. Das sind entweder Larven kleiner Fliegen, und Käfer; oder einiger allerliebsten kleinen Nachtschmetterlinge, die sich zwischen den Blättern so einzugraben wissen, daß sie bald große Plätze einnehmen, bald sich in engen holen Gängen fortminiren, als wären Schlangen auf den Blättern hingezogen.

Die Bohrkunst, wie geschickt; aber mit welchem traurigen Erfolg, wissen sie die Pfahlwürmer in Holland an Dämmen und Schiffen auszuüben? daß man glauben sollte: das schärfste Bohr von dem besten Stahl könnte das Holzwerk nicht besser durcharbeiten, als diese Würmer. Der Körper des

Wurms

Wurms ist so weich, wie eine Made; am Kopfe aber hat er von Horn so harte Instrumente, daß er in das härteste Holz die glattesten Löcher bohrt. Und ob sie gleich einen Pfahl Kreuz und Quer durchbohren; so kommen sie sich doch einander nie ins Gehege.

Die Bohrmuscheln, oder Pholaden bohren sich in eine Thonmasse, die hernach so hart wird, wie ein Stein. Es giebt gewisse Arten kleiner Bohrkäfer, die sich als Larven und Käfer durch alles durchbohren, als wären die Löcher mit dem schärfsten Trillbohr gemacht.

Gewisse Holzkäfer bohren auch durch die Borke der Bäume lauter runde Löcher.

Die Fischreusen, womit die Fischer die Fische fangen, daß sie in einen von Weiden geflochtenen Trichter einkriechen, und nicht wieder herauskommen können, sind unter den Insekten, dem Modelle nach, nicht unbekannt.

Die

Die Raupe eines Nachtschmetterlings, den man das Pfauenauge nennt, macht sich ein ganz kuriöses Gespinnste. Es sieht aus, wie eine Bouteille, und ist mit so festem Leim überzogen, daß man es durch nichts erweichen kann. Oben ist ein doppeltes Gehäuse. Das auswendige ist hohl, und mit lockerer Seide zugesponnen, wie der Hals einer Flasche. Das inwendige aber ist wie eine Fischreuse, eingerichtet. Es bestehet aus biegsamen, gedreheten, und mit Leim überzogenen Fäden, die, wie ein Trichter mit den Spitzen zusammentreten. Schneidet man es unten auf, und stoßt einen Federkiel durch; so drängen sich die Fäden aus einander; fahren aber bald wieder zusammen. Der ausgekommene Schmetterling muß sich mit Gewalt durchdrängen, und dies allmählig, und Ruckweise. Dadurch wird der dicke Saft nach und nach in die Flügeladern

gepreßt.

gepreßt. Sonst bleibt er ein Krüppel. Ist das nicht artig?

Die Kunst, mit Pulver, oder mit der Luft zu schießen, mit Flinten und Windbüchsen, ist immer eine Erfindung, die dem menschlichen Verstande Ehre macht; aber es giebt einen kleinen Erdkäfer, der sich selbst zur Windbüchse macht. Wenn ihn ein grosser Raubkäfer, der sechsmal größer ist, als er, verschlingen will, und den Hals schon weit aufsperrt; so kehrt sich der kleine um, und Pif! Paf! kanonirt er ihm von hinten ein zwanzigmal hinter einander weg, einen blauen Dampf ins Maul, daß diesem angst und bange wird. Davon heißt er auch der Kanonier, oder Bombardierkäfer.

XLVI.

Fortsetzung des fünf und vierzigsten Stücks.

Von den Künsten der Thiere.

Unsere Künste bey dem Wasserbau, sind bey Thieren mit solcher vortheilhaften Anlage anzutreffen, daß man den Vorrath von Werkzeugen und Gefäßen oft nicht genug bewundern kann, den die Natur bey einem der kleinsten Thierchen verschwendet hat.

Die kleinsten Wasserthierchen der mikroskopischen Welt sind oft am häufigsten damit versehen. Sie heißen alle Vortizellen, oder Radmacher, weil sie vorne mit vielen Flimmerspitzen besetzt sind, und durch deren geschwinde Schwingung einen Wasserwirbel hervorbringen, der alles, was er faßt, mit sich fortreißt, und ihnen zum Munde führt.

O! ich wünschte euch die Freude, daß ihr einmal unter einem guten Vergrößerungsglase ein Räderthierchen mit seinen beyden Rädern am Kopfe könntet spielen und arbeiten sehen. Ihr würdet euch sehr verwundern, daß der liebe Gott ein so kleines Thierchen so weise gebildet hätte. Es ist dem bloßen Auge kaum so groß, als ein Pünktgen. Das Tröpfchen Wasser ist ihm daher ein unermeßliches Meer. Im Frühjahr findet sichs in dem gelblichen Wasser, wo Froschlaich ist, am häufigsten.

Vorn am Kopfe steckt es zwey Zapfen aus mit zwey runden Scheiben: links und rechts eine. Diese zwey Scheiben scheint es mit einer unglaublichen Geschwindigkeit umzudrehen, daß sie wie zwey Räder herumfliegen. Es scheint aber nur so. Die beyden Scheiben sind rings herum mit kleinen Spitzen besetzt. Und diese Spitzen bewegt es

taktmäßig mit einer solchen Geschwindigkeit, daß das Flimmern derselben läßt, als würden zwey Räder umgeschwungen.

Durch dieses Flimmern der Spitzen wird das Wasser in eine wirbelnde Bewegung gesetzt, daß es sich, wie ein Strudel nach dem Maule des Thierchens zudrehet. Alles, was dieser Mehlstrom faßt, wird ganz unwiderstehlich fortgerissen. Zu gleicher Zeit bewegen sich inwendig in dem Thierchen, in der Gegend des Rückens, ein Paar Theile, wie ein Paar Ohren, beständig gegen einander, wie der Perpendikel einer Uhr. Dies ist das Herz, oder der Schluckmuskel, der die, dem Thierchen durch den Wirbel zugeführten kleinen Nahrungstheilchen, die es verschluckt hat, empfängt, zerreibt, und zu dem Magen führt.

Welch eine sonderbare Einrichtung! Was sagt ihr dazu?

Unter den Thieren giebt es auch einige, welche ordentliche Spritzen an ihrem Körper haben. Der Tintefisch, oder Blackfisch, den man auch die Seekatze nennt, spritzt einen schwarzen Saft, wie Tinte, von sich, darinn er sich, wie in einer Wolke verbirgt, wenn er in Gefahr ist, und von seinem Feinde verfolgt wird.

Die Raupe des Hermelinschmetterlings, oder der Gabelschwanz ist ein ganz sonderbares Ding. Sie sitzt mit halbem Leibe gerade aufgerichtet, wie ein Mensch, und hat ein Gesicht, wie eine Maske. Ein ordentliches weites Quermaul. Aus dieser Spalte spritzt sie dem, der ihr zu nahe kömmt, auf etliche Schritte, einen scharfen beißenden Saft ins Gesicht, daß man nicht weiß, wo er herkömmt. Sie hat also inwendig ein ordentliches Behältniß, wo sich der Saft

sammlet, und ein Druckwerk, ihn fortzuspritzen.

Die Formenschneiderey findet sich ebenfalls unter den Thieren, daß es ist, als wenn allerhand Figuren, wie Buchstaben, ins Holz geschnitten wären. Die Borkenkäfer, die den Forsten unsäglichen Schaden thun, verstehen diese Kunst. Sie ziehen unter der Borke an dem Splint der Bäume, solche Figuren, als wenn sie mit den schärfsten Instrumenten eingeschnitten wären.

In der Mehl- und Pudermacherey sind die Larven der Holzkäfer, der Schröter und Schattenkäfer, welche letztere die Nachtigallen so gerne fressen, wahre Meister. Besonders die Larven der kleinen Ptinus- oder Bohrkäfer, welche ganze Kümmelhaufen in Staub verwandeln können.

Das Kitten und Ueberfirnissen: wie artig und künstlich verrichten solches die mei-

sten Raupen an ihren Puppen, besonders des Fuchses, des Admirals, des Hopfenkönigs, und des Pfauenspiegels.

Auch dahin gehört die Kunst zu vergulden. Wie prächtig sehen die Puppen des Fuchses, des Nesselvogels, des Hopfenkönigs aus! als wären sie mit polirtem Golde überzogen.

O! ich höre auf, liebe Kinder! euch noch mehr von den artigen Künsten der Thiere zu erzählen. Ihr habt hieran genug. Doch nur noch eins.

Wären die Menschen wohl auf den Einfall gekommen: die Küchlein in Oefen, nach gewissen Graden von Wärme, aus den Eyern auszubrüten, wie in Egypten zu geschehen pflegt, wenn sie es nicht der Henne, und andern Vögeln selbst abgesehen hätten?

XLVII.

Das Hühnchen im Ey.

Karl. Was du gestern sagtest, Vater! daß man die Eyer in Egypten im Ofen ausbrüte, das geht mir noch im Kopfe herum. Wie machts denn aber die Henne, wenn die sie unter sich ausbrütet? Ich kann doch gar nicht begreifen, wo das Küchelchen, das niedliche lebendige Dingelchen, herkömmt?

Vater. Ja! lieber Karl. Das siehst du ja mit deinen Augen, daß es aus dem Eye kömmt. Denn es pikt sich mit dem Schnabel durch, kriecht heraus, und die zerbrochene Eyerschaale liegt dabey.

Karl. Das sehe ich wohl; aber wie kömmts denn in das Ey? Wenn die Mutter eins aufschlägt, und in die Suppe thut, da sehe ich wohl das Gelbe und Weiße; aber kein Küchelchen.

Vater. Lieber Sohn! das ist eine bewundernswürdige Sache. Wenn Gott alle seine Werke weislich geordnet hat; so hat ers ganz besonders bey dem Hühnchen im Ey gethan. Gewiß eine Weisheit, die aller Menschen Weisheit und Verstand weit, weit übertrifft!

Denke einmal diesen drey Punkten recht nach.

1. Entstehen alle Arten von Vögeln, vom größten Adler an, der den Rehbock greifen und halten kann, bis auf den kleinsten Kolibri, der den Honigsaft aus den Blumen saugt, auf einerley Art aus dem Ey.

2. Ist der Keim, oder das Pünktgen schon in jedem Ey, mit allen nothwendigen Theilen, die zu dem Körperchen, und zu allen Gliedmaßen des künftigen Vögelchens gehören, und vor seiner Ausbrütung vorhanden. Wie fein müssen nicht diese Theilchen seyn? Sie sind so mit andern Theilen, und

Feuch-

Feuchtigkeiten vermischt, daß man sie nicht erkennen kann, und sie werden erst durch ihre Entwickelung, und durch ihren Wachsthum kenntlich, da sie sich aus einander legen, größer werden, und allmählig die festere Form und Gestalt annehmen, die sie bekommen sollen, z. E. das Köpfchen, den Schnabel; das Herz mit den Adern; die Gedärmchen; die Flügel, u. s. w. Ist das nicht Weisheit, diese Theilchen so zu legen, daß sie sich nicht verwirren; so zu ordnen, daß sie nicht an einander, oder in einander verwachsen? Bedenke

3. daß auch in dem Eye schon die Materialien vorhanden sind, wodurch alle Theilchen, und Gliedmaßen des Vögelchens das werden, was sie werden sollen, als z. E. Knochen, Gedärme, Herz, Lunge, Leber, Fleisch, Adern, und sogar die Federn des Vögelchens. Alles ist schon da, was das

Vögelchen, nicht nur zum Wachsthum, und Ausbildung seiner äußerlichen und innerlichen Theile, und Gliedmaßen; sondern auch zu seiner Nahrung und Erhaltung bedarf; aber nicht durch den Schnabel; sondern inwendig in die Gedärmchen zieht sich die Nahrung von außen hinein. Denn mit dem Schnabel kann es noch nichts schaffen. Der ist mit einer Haut oben an der Spitze verwahrt, daß er sich noch nicht aufthun kann, welche Kappe dann erst abfällt, wenn das Vögelchen damit seine Schaale zerbricht, und zur Welt kömmt. Ist das nicht Weisheit?

Karl! weißt du was? Wir wollen die Küchlein nehmen, die da auf dem Hofe herumlaufen, welche die Henne erst vor ein Paar Tagen ausgebrütet hat. Vor etwa drey Wochen hatte sie deine Mutter in den Eyern noch auf der Vorrathskammer.

Karl. Ist das möglich?

Vater.

Vater. Ja! hast du sie nicht selbst mit unter die Henne gelegt? Und nun laufen die Dingerchen da, als lebendige Geschöpfe, mit Füßen, Federn, Kopf und Schnabel, auf dem Hofe herum. Das kann doch kein König machen.

Karl. Sag nur, bester Vater! wie das zugeht?

Vater. Das ist Gottes besondere Macht und Weisheit, die das so eingerichtet, und jedes Vögelchen schon gekannt, schon im Eye so gebildet hat, daß es einmal, durch die brütende Wärme der Mutter, als ein Vögelchen aus dem Eye kommen soll. Ist das nicht was Großes?

Laß dir einmal ein frisch gelegtes Ey von der Mutter geben.

Karl. Hier ist eins.

Vater. Nun komm her. Wir wollen es einmal recht betrachten, wie es inwendig

ausſieht, ehe es unter die Henne kömmt, und gebrütet wird. Wir müſſen aber das Vergrößerungsglas zu Hülfe nehmen.

Karl. Soll ichs nun zerbrechen?

Vater. Ja! aber behutſam, daß nichts verſchüttet wird. Laß uns nun das Gelbe erſt allein unterſuchen. Es wird dich in Erſtaunen ſetzen.

Siehſt du wohl hier, recht in der Mitte, die Narbe, wie eine Linſe? Hier, wo ich mit der Nadel hinweiſe.

Karl. O ja! recht gut ſeh' ich ſie. Da iſt ja aber in der Mitte der Narbe ein ordentliches weißes Zirkelchen:

Vater. Und hier in der Mitte des Zirkels wieder was beſonderes: nämlich ein klares flüßiges Weſen. Siehſt du das wohl?

Karl. Auch recht deutlich. Aber in dem klaren Weſen da, ſeh' ich zwey kleine weiße Strichelchen ſchwimmen: wie ein Paar Häärchen.

Vater. Wenn das andere nicht gelb wäre; so könnte man sie nicht einmal sehen.

Was sagst du aber nun, mein Sohn! wenn ich dich versichere: daß diese beyden Strichelchen der Grundstoff des ganzen künftigen Hühnchen sind?

Karl. Was? Wie? Diese beyden Strichelchen? Die wären das ganze künftige Hühnchen? Darauf muß ich sie noch einmal ansehen. Hm! daraus würde das ganze künftige Hühnchen? Vater! das geht über meinen Verstand.

Vater. Ja! über meinen auch — und über aller Menschen Verstand. Denke nur; in diesen beyden Strichen, dem Zirkel und der Narbe ist schon alles vorhanden, was zu dem künftgen Hühnchen gehört.

Alle innerliche Theile: Herz, Lungen, Milz, Magen, Leber, Gedärme, Adern, u. s. w.

Alle äußerliche Theile: Kopf, Augen, Schnabel, Hals, Körper, Füße, Flügel, Fleisch, und sogar die Federn.

Kannst du das begreifen? Und ist doch alles wahr.

Karl. Nun erkenne ich erst Gottes Weisheit.

XLVIII.

Fortsetzung des sieben und vierzigsten Stücks.

Vater. Das ist doch mehr, als die künstlichste Uhr. Ein Uhrmacher hat gut machen. Der hat alle Theile, alle Instrumente dazu. Laß mir aber einmal einer ein lebendiges Vögelchen machen, wenn er kein Ey hat.

Karl. Das ist mir nur das wunderbarste, daß schon alles da ist, und doch sieht mans nicht.

Vater. Da muß schon alles seyn. Wie könnte denn sonst der Schnabel entstehen?

Denke nur, ob nicht jedes Theilchen schon seine Lage und Form haben muß, die es kriegen und haben soll? Sonst könnte ja der Schnabel nicht immer in der Gestalt erscheinen, die er hat. Oder er würde einmal an einem andern Orte zum Vorschein kommen.

Wenn du aber auch einige tausend Eyer ausbrüten lässest; so wird jedes Küchlein sein Schnäbelchen an dem Orte, und auf die Art haben, wie und wo es solches haben muß.

Die jungen Raubvögelchen haben ihr krummes Schnäbelchen so gut, als die Alten, so bald sie nur aus dem Eye fallen.

Karl. J! das wäre ja!...

Vater. Sag selbst: müssen das nun nicht ordentliche Gesetze seyn, wonach sich das alles so regelmäßig bildet?

Wäre es bloßer Zufall, oder käme das alles nur von ohngefähr; so würde die Bildung bey zwey, drey Küchelchen schon sehr verschieden seyn. Und es müßte denn aus einem Hühnerey sowohl ein Sperling, als aus dem Sperlingsey ein Finke entstehen können. Denn bey dem Zufalle ist gar keine Ordnung.

Wer hat denn aber diese Gesetze der Bildung und Ordnung, nicht etwa nur bey unsern Hühnern; sondern bey so viel tausend, tausend andern Vögeln gemacht, die in einem Jahre aus den Eyern ausgebrütet werden? Da wir jetzt schon auf 1500 besondere verschiedene Arten von Vögeln kennen.

Karl. O! das ist ja erstaunlich.

Vater. Noch erstaunlicher, daß das alles schon so viele tausend Jahre — vom Anfang der Schöpfung — so gewesen ist.

Da ist die Bildung des Vögelchens im Ey aus seinen beyden Strichen — bey der Eule, wie bey dem Truthahn; bey dem Strauß, wie bey dem Kolibri; bey der Schwalbe, wie bey dem Adler; bey dem Sperlinge, wie bey dem Goldfasan, gewesen.

Was sagst du dazu, Karl?

Karl. Aber, Vater! du hast ja doch in deinem Schranke da ein Hühnchen mit vier Füssen, mit zwey Leibern, und eins mit einem doppelten Schnabel? Wie ist denn das?

Vater. Das nennt man Mißgeburten.

Das kömmt selten. Es ist dann schon ein Fehler im Keim, oder bey dem Wachsthum gewesen. Man hat sehr große Hühnereyer mit doppeltem Dotter. Darinn sind

denn schon zwey Keime zu zweyn Küchelchen. Wenn die ausgebrütet werden; so wachsen sie gemeiniglich mit den Leibern zusammen, oder eins davon kriegt mehr Glieder, als sich eigentlich gehört.

Bey Thieren ist es auch mannichmal so.

Karl. No; das ist wahr. Heute bin ich bey dem Eye in der Schule gewesen. Da hab' ich mehr gelernt, als in zwanzig Stunden bey dem Donat.

Vater. Die Menschen essen so viele Eyer, und denken nicht daran, was darinn ist, und was sie da mit essen.

Karl. Ach! nun dauren mich erst die vielen Vogeleyerchen, welche die bösen Knaben zerbrechen.

Vater. O! das ist auch sehr unrecht, und grausam. Grausam gegen die armen unschuldigen Geschöpfe, die keinem was zu Leide gethan haben. Grausam gegen die

Aeltern der Vögelchen, wenn ihr Nestgen, ihre Jungen, ihre Liebe und Hoffnung so zerstört ist. Wie haben sich die alten Vögelchen denn so übel, daß man weinen möchte?

Unrecht gegen Gott, den weisen Schöpfer, seine Werke so muthwillig, ohne alle Absicht, zu zerstören, und so viele Geschöpfe, in ihrer ersten Bildung, zu Schanden zu machen.

Karl. Ich werde es gewiß nicht thun. Ich habe einen rechten Abscheu davor.

Vater. Wir sind aber mit dem Ey noch lange nicht fertig. Sieh einmal das dicke gelbe Zeug da an, und das klare Weisse um demselben herum. Das ist auch sehr nöthig.

Karl. Darnach hab' ich auch schon fragen wollen.

Vater. Ein weiser Vater sorgt für die Nahrung und Kleidung seiner Kinder. Geb'

ich dir nur bloß was zu essen, und lasse dich übrigens nackend gehen?

Karl. Nein! bester Vater. Du giebst mir Speise und Kleider.

Vater. So machts der liebe Gott mit dem Hühnchen im Eye auch.

Er hat schon für die Nahrung und Kleidung desselben vorher gesorgt, ehe es da war.

Solltest du wohl rathen können: wie?

Karl. Ich denke: das Gelbe und Weisse.

Vater. Das klare helle mitten im Gelben, wo das Bläschen, die Narbe, der Zirkel und die beyden Strichelchen sind, dient dem ersten Keime des Hühnchens, so wie er sich entwickelt, und anfängt zu wachsen, zu seiner ersten Nahrung. So wie das Mehl im Korne in der Erde weich, flüssig und wie

Milch

Milch wird, das kleine Pflänzchen, wenn es aufbricht, zu allererst zu ernähren.

Hernach kömmt das Gelbe, wenn die Theilchen und Gliedmaßen des Hühnchens größer werden, und wachsen. Dann wird das seine Nahrung.

Aber die Kleidung, wo kömmt die her?

Karl. Das sind wohl die Federn?

Vater. Das sind sie, und die kommen aus dem Eyweiß. Das giebt ihm das Federkleidchen.

Hättest du das wohl gedacht?

Karl. O! du lieber Gott; wie sorgest du! O! du Küchelchen! was für ein Wunder der Weisheit Gottes!

Vater. Aber noch eins. Denke nur: just so viel Nahrung hat der liebe Gott dem Küchlein, in seinem Ey, zu recht gelegt, als es braucht. Nicht mehr, und nicht weniger.

 Denn

Denn wenn es auskömmt; so ist vom Dotter und Eyweiß nichts mehr da; sondern alles aufgezehrt. Das Küchelchen ist nur noch ein Bischen naß, und wird in der Sonne, oder unter seiner treuen Mutter bald trocken.

Karl. Nun bin ich den lieben Vögelchen noch einmal so gut.

Vater. Wie freu' ich mich, daß das alles einen so guten Eindruck auf dein Herz macht?

Siehe! das heißt: Gottes unsichtbares Wesen; das ist: seine ewige Kraft und Gottheit wird erkannt, so man des wahrnimmt an den Werken der Schöpfung.

Ich will dir aber bald noch mehr von dem Ey erzählen.

XLIX.

Fortsetzung des acht und vierzigsten Stücks.

Karl. Vater! du wolltest ja noch was von dem Hühnchen im Ey erzählen? Sag doch: wie lange sitzt denn eine Henne auf den Eyern?

Vater. Drey Wochen. Ein Paar Tage früher oder später, will nichts sagen, nachdem die Eyer mehr oder weniger Wärme gekriegt haben.

Karl. Warum muß sie aber die Eyer ausbrüten? Könnten sie denn nicht doch auskommen, da die Vögelchen schon darinn sind?

Vater. Das könnten sie freylich, wie du gehört hast, daß es in Egypten im Ofen geschiehet; allein das macht viel mehr Umstände, und Kosten, als wenn man eine Klucke setzt.

Karl. Mich wundert nur, daß das arme Thier so lange sitzen kann?

Vater. Es sitzt freylich nicht in einem weg. Mannichmal muß man es vom Neste wegnehmen, und ihm Futter geben. Sonst sitzt sichs todt.

Ist das nicht ein Trieb, den der liebe Gott in die Henne gelegt hat? Ist das nicht eine Treue? Würde sie sonst wohl so viele Liebe zu den Küchelchen haben?

Es ist das eben so, als bey den Menschen, da die Mutter dem Kinde, das sie selbst aus ihrer Brust gesäuget hat, so gut ist.

Karl. Das Brüten aber, Vater! wie geht denn das eigentlich zu? Da kann man doch nicht zusehen?

Vater. Doch, mein Sohn! Wir wollen einmal zusehen, wie es zugeht. Ich will dir eine ganz andere Freude machen, als

wenn

wenn du hingehst, und die ausgekommenen Küchlein hereinholest.

Noch heute wollen wir eine Klucke mit 24 Eyern setzen, und alle Tage nachsehen, wie es im Eye aussieht, und wie weit das Hühnchen im Eye gekommen ist.

Karl. Hi! da freue ich mich sehr. Aber da machen wir ja einige 20 Hühnchen zu Schanden? Und das wäre doch Schade.

Vater. Das kann man wohl einmal thun. Wir thun es ja nicht aus Muthwillen; sondern aus der Absicht, daß wir wollen Gottes Weisheit und Allmacht daraus erkennen. Und denn ist es keine Sünde.

Karl. No; so mache nur, Väterchen! Dann soll mirs eine große Freude seyn.

Vater. Die Eyer liegen unter der Henne, wie du gesehen hast. Fühle einmal drunter, wie warm sie sind?

Karl. O! wie warm?

Vater. Sieh' mal, wie sich die Klucke wieder zu rechte setzt; wie sie sich in Acht nimmt, daß sie ja keins zertrete, oder zerdrücke.

Karl. Das treue Thier! Aber sag nur, Vater! wozu das Wärmen und Brüten der Eyer unter der Klucke nöthig ist?

Vater. Die natürliche Wärme der Henne bewirkt das Brüten. Wenn die Eyer währender Zeit nur einen halben Tag liegen, daß die Klucke nicht drauf geht, und recht kalt werden; so wird auch nichts draus.

Diese Wärme thut weiter nichts, als daß sie die Theile des Küchelchens, die in dem Keime schon da sind, in Bewegung setzt, damit sie anfangen, sich zu entwickeln, zu wachsen, und größer zu werden.

Karl. Wollen wir bald einmal ein Ey aufmachen?

Vater. Nun sind 12 Stunden vorbey. Hole ein Ey; aber ja sachte.

Karl. Hier ist eins. Die Klucke wollte mir ins Gesichte fliegen. Da lief ich.

Vater. Nun komm her. Ich mache das Ey auf. Du hast doch vorher die kleine Narbe gesehen. Wie sieht sie nun aus?

Karl. J! wie ein kleines Köpfchen.

Vater. Sieh einmal über demselben lauter kleine runde Bläschen.

Karl. Ja wirklich auch.

Vater. Merke dir das. Diese Bläschen werden hernach die Wirbelbeine in dem Rücken des Hühnchens.

Karl. Der Rückgrat würden diese Bläschen? Wie kommen sie denn dahin?

Vater. Das wird sich schon finden. Das wird alles durch den Wachsthum an seinen rechten Ort geschoben.

Karl. nun ist der zweyte Tag vorbey. Wir müssen wieder ein Ey aufmachen.

Karl. Gerne. Hier ist es. Ach! noch so warm.

Vater. Siehst du hier das Dingelchen, wie ein Hufeisen?

Karl. O ja! Was wird denn das?

Vater. Das wird das Herz. Solltest du das denken?

Karl. Ach! es bewegt sich ja hin und her, wie in einer Uhr?

Vater. Das ist der erste Anfang des Lebens. Erstaunest du nicht über die Einrichtung?

Karl. Ich sehe aber noch kein Blut.

Vater. Sollst bald sehen. Nun sind 48 Stunden vorbey. Hole eins. Sieh her, was nun wird?

Karl. Da sind ja zwey Blutbläschen, die immer hin und hergehen. Gott! was ist das?

Vater. Nun sind wir so weit, wie die Leute sagen, daß die Eyer Blut gefangen haben.

Dieses eine Bläschen ist die linke Herzkammer; die andere aber der Stamm der großen Blutader.

Aber nun sinds schon 50 Stunden. Hole noch eins. Sieh her.

Karl. Da seh' ich ein Ding, wie ein Ohr.

Vater. Das ist die andere Ecke des Herzens. Und das Herzchen sieht aus, wie durch einander geschlungene Fäden. Nicht wahr?

Aber sieh mal, wo das Ohr ist, wie das Herzchen da schon schlägt?

Karl. Ey, du lieber Gott! recht niedlich.

Vater. Nun sinds 70 Stunden. Was wirds nun geben?

Karl. Ach! da seh' ich schon die Flügelchen. Und da oben wieder zwey Blasen.

Vater. Warte nur bis Morgen gegen Abend. Denn ist der vierte Tag vorbey.

Siehe her, was aus den Bläschen geworden ist.

Karl. Wahrhaftig Kopf und Schnäbelchen, wie es leibet und lebet.

Vater. Aber nun sehen die beyden Herzohren aus, wie ein Paar Hörnerchen.

Karl. Da ist ja noch ein ganz dunkles Fleckchen.

Vater. Das wird die Leber.

Wie viele Stunden mögen nun vorbey seyn? Du hasts ja angeschrieben?

Karl. Es sind 131 Stunden.

Vater. Nun gieb Achtung.

Karl. Ach! da ists schon ganz. Alle Theile kann ich sehen: Lungen, Magen, Gedärme. Aber was ist denn da das Zaserige an dem Herzen?

Vater. Das sind die Adern. Ists nicht sonderbar, daß das Herz noch ausserhalb dem Leibe liegt? Es wird sich aber bald hineinziehen?

Nun sinds just acht Tage. Laß uns wieder ein vier bis fünf Tage warten.

Karl. Da ist der ganze Schnabel — und offen?

Vater. Nun wieder ein Paar Tage. Gieb Achtung. Siehst du, nun ist das ganze Küchelchen gebildet, und steckt nur noch in seinen Häuten.

Da will ichs herausziehen. Da hast du es.

Karl. Ach! es regt sich ja. Das arme Ding! Nun muß es sterben.

Vater. Nun haben wir 264 Stunden, oder bald 14 Tage.

Karl. Was sind denn das am Kopfe für ein Paar abscheuliche Klumpen mit schwarzen Zirkeln?

Vater. Das werden die Augen. Die sind noch stark verwahrt.

Karl. Aber es ist ganz voll schwarzgrauliche Stippchen?

Vater. Das werden die Federn.

Siehst du wohl, wie das Gelbe und Weisse beynahe schon verzehrt ist?

Sieh einmal, wie der Schnabel nun aussieht? Horch! was giebts da?

Karl. Ach! es pipt ja schon.

Vater. Nun haben wir 451 Stunden, oder achtzehn Tage. In den zwey oder drey übrigen Tagen wirds nun völlig fertig.

Komm einmal mit zur Klucke, und bücke dies ein Bischen; so kannst du sie schon im Eye pipen hören.

Diese kommen übermorgen gewiß aus. Und dann ist der ganze Prozeß vorbey.

So bald sich das Hühnchen fertig fühlt, und keine Nahrung mehr im Ey ist, pikt es mit der Spitze des Schnabels so lange gegen die Eyerschaale, bis sie bricht. Dann ists da.

Karl. Nun das ist wahr, Vater! Schöners hab' ich fast noch nichts gesehen. Ich habe dabey aber auch gelernt, wie treu und väterlich der liebe Gott schon für das Hühnchen im Eye sorgt?

L.

Wie gut es sey, ein Hemde zu haben?

Ach Vater! sagte Dorchen. Hast du das arme Kind wohl gesehen, das vor Kälte zitterte, und bebte, und kein Hemde anhatte?

Ach Gott! kein Hemde —

Vater. Hast du das gefühlt, Kind! was das für eine Noth, für ein Elend sey, in solcher Kälte, keine warme Kleider, nicht einmal ein Hemde zu haben?

Dorchen. Ja! recht sehr, lieber Vater! Ich hätte vor Mitleiden weinen mögen.

Vater. Du hast recht gethan. Denke nur, wie viel ein solches armes Kind bey der Kälte, auch des Nachts, ausstehen muß, da es kein Bette hat.

Dorchen. Ach! wo liegt es denn?

Vater. In alten Lumpen, oder in einem Bischen Stroh und Heu, wenns ihm gute Leute noch geben.

Dorchen. Kanns denn da warm werden?

Vater. Das kannst du leicht denken; wie kümmerlich?

Hast du denn aber dabey nicht an dich gedacht?

Dorchen. O ja! recht viel.

Vater. Und was denn wohl?

Dorchen. Ach! daß ichs vor dem armen Kinde so gut habe. Ich habe Kleider, Essen, Trinken, eine warme Stube; warme Betten. Ich habe so viele Hemden, die ich anziehen kann, so oft ich will — Und daß ich so gute Aeltern habe, die mir das alles geben, und so gerne geben.

Vater. Daran hast du recht gedacht. So wills der liebe Gott haben. Dadurch werden wir recht dankbar.

Dorchen. Das jammerte mich am meisten, daß das arme Kind nicht einmal ein Hemde anhatte.

Vater. J! das brauchte es ja so nöthig nicht. Es hatte ja doch Rock und Wams an. Was ist denn an einem Hemde gelegen?

Dorchen. Ja! da kann sichs ja nicht rein halten. Uud was ich da noch sahe, das mag ich nicht einmal sagen? Am Halse herum, und wo die Brust offen war, alles lebendig.

Vater. Das mag wohl eine rechte Freude seyn; so viel Ungezieffer an sich haben?

Dorchen. Ach Vater? Das Kind hatte sich recht übel.

Vater. Meynst du denn also, daß du es besser habest, als das arme Kind?

Dorchen. Ja! das dächt' ich. Viel besser. Ich seh' es ja vor Augen.

Vater. Ist dir denn ein Hemde, und reine Wäsche so lieb?

Dorchen. O! gar zu lieb.

Vater. Warum denn wohl?

Dorchen. Weil man sich dadurch reinlich erhalten kann, daß man nichts Lebendiges an sich kriegt.

Du sagst ja auch immer, Vater! daß man ungesund würde, wenn man sich unreinlich hielte, und die schwarze Wäsche so lange am Leibe behielte.

Vater. I! so ist ja denn wohl das Hemde gar eine Wohlthat für uns Menschen?

Dorchen. Eine sehr große. Das erkenne ich nun erst recht, nachdem ich das arme Kind ohne Hemde gesehen habe.

Vater. Darum bekümmern sich die wenigsten Menschen. Wenn sie das Hemde an und ausziehen; so denken sie gar nicht daran, daß das eine so große Wohlthat sey, für die wir Gott nicht genug danken können, und die uns zur Gesundheit, Bequemlichkeit und

 Rein-

Reinlichkeit eben so nothwendig ist, als das liebe Brod zur Speise.

Doch davon muß ich euch noch mehr sagen.

LI.

Wie viel dazu erfordert wird, ehe wir ein Hemde kriegen?

Moritz. Dorchen hat mir heute so viel vom Hemde vorgesprochen, daß ich zuletzt habe lachen müssen. Was mags doch vorhaben? Hemde hin; Hemde her! Ich bin froh, daß ich eins habe.

Vater. Also bist du froh, daß du eins hast?

Moritz. O! es ist so hübsch, wenn ich Ball geschlagen, oder gekegelt habe; wenn ich so recht naß bin, daß ich ein trocken Hemde anziehen kann.

Vater. Wenn du das nun nicht könntest, wie die armen Kinder, die oft nur ein einziges; oft gar keins haben: würdest du denn auch so froh seyn?

Dorchen. Sieh da! Da war er gefangen.

Moritz. J! nun ja. Jch verachte ja das Hemde nicht; aber so grausam viel könnt' ich doch nicht daraus machen, wie du thust, Dorchen!

Dorchen. Das hat mich Vater gelehrt, und ich freue mich recht darüber.

Vater. Jch sage aber, Moritz! daß der liebe Gott recht viel aus einem Hemde mache. Das kannst du glauben.

Moritz. Der liebe Gott! aus einem Hemde? Bald hätt' ich gelacht.

Vater. O! lache nicht, Moritz! Du weißest noch nicht, wie viel dazu gehört, ehe wir ein Hemde kriegen.

Moritz. I! dazu braucht man ja Leinwand, und lässet sich eins machen.

Vater. Bald gesagt. Sag doch das dem armen Kinde, das gestern kein Hemde anhatte.

Moritz. Ja! das hat kein Geld, und kann sich keins kaufen.

Vater. So! Das Geld meynst du? Das mache es aus. Dadurch wird kein Hemde hervorgebracht. Säe du einmal viele tausend Dukaten auf den Acker. Ob da ein Hemde hervorwachsen wird.

Moritz. I! das Hemde wächst ja auch nicht, wie das Korn. Es wird ja von Leinwand gemacht.

Vater. Es kömmt aber aus der Erde. Das kannst du mir glauben.

Moritz. Das Hemde, Vater? I! das hab' ich mein Lebe noch nicht gesehen?

Vater. So freylich nicht, wie wirs anziehen; aber was dazu gehört, lieber Moritz! das wächst so gewiß aus der Erde, wie das liebe Korn.

Und es gehört sehr viel dazu, ehe wir ein Hemde kriegen.

Lieber Sohn! betrachte die Dinge nicht so gleichgültig, die wir täglich gebrauchen. Man wird dadurch leichtsinnig, und vergißt des lieben Gottes, der sie uns als eine große Wohlthat schenkt.

Dorchen. Siehst du wohl, Moritz! daß ich Recht habe?

Moritz. Ey! Vater, dazu gehörte so viel, sagst du, ehe wir ein Hemde kriegen? Was wäre denn das?

Vater. Wenn du so sprichst; so will ich dir auch die Freude machen, und es erzählen. So gieb denn wohl Achtung.

Weißt du denn, was das Leinwand gewesen ist, ehe du es, als ein Hemde anziehst?

Moritz. Das macht der Leinweber. Das hab' ich gesehen. Nur so weiß ist es denn noch nicht. Es sieht ganz grau aus.

Vater. Da hast du Recht. Hast du aber wohl draußen auf der Wiese gesehen: was da für viele schmale Streifen Leinwand liegen, und immer begossen werden?

Moritz. O ja! Ich habe mich aber nicht darum bekümmert.

Dorchen. Das weiß ich. Die liebe Mutter hat auch was dabey, und läßts bleichen. Ich gehe oft mit ihr heraus. Komm, sagte sie, wir wollen nach der Bleiche gehen! Davon sollt ihr schöne weiße Hemdchen haben. Die gute Mutter!

Vater. Da wirds also gebleicht. Bleichen heißt weiß machen. Das geschiehet durch Sonne, Luft, Regen, und durch fleis-

sigeß

siges Begießen. Da geht der Schmutz heraus, und alle Unreinigkeit, und es wird hübsch weiß.

Wenn es weiß ist, oder aus der Bleiche kömmt. Dann kannst du erst ein Hemde draus kriegen.

Moritz. So ist das?

Vater. Ja! so ist das. Kriegst du bald andere Gedanken von dem Hemde? Denk' einmal: wie viel schon dazu gehört, wenn es der Leinweber macht, und wenn es gebleicht wird?

Aber woraus mag es denn wohl der Leinweber machen?

Moritz. Das weiß ich doch wirklich nicht.

Dorchen. Sieh da! Das weiß ich. Von Garn; von Garn, was die Mutter kochen läßt. Ach! das riecht übel, wenn es abgegossen wird. Da läßt sie es denn am Wasser recht reine ausspühlen. Dann schickt sie es

nach

nach dem Leinweber. Nicht wahr, Mütterchen? Machst du es nicht so?

Mutter. Ja! mein Kind! Du weißt es recht gut.

Moritz. Aus Garn würde das Leinwand gemacht? Hm!

Vater. Aber wo kömmt denn das Garn her? Das wirst du doch wissen?

Moritz. J! das sind die Dinger, welche Mutter, Dorchen, und die Leute spinnen. Sie nennen es Ellen.

Dorchen. Ich kann mich wohl recht freuen, wenn ich eine Elle gesponnen habe.

Da sagt denn die Mutter: spinne fleißig. Desto mehr Hemdchen sollst du haben. O! dann gehts: Hurre! hurre! hurre!

Vater. Also gehört auch das Spinnen zum Hemde? mein guter Moritz! Hörst du wohl?

Moritz. Wie ich nun sehe; so wird das Garn gesponnen.

Vater. Denke nur: wie künstlich ein Wocken ist? Aus wie viel Theilen er besteht? Wie viele Hände arbeiten — wie viele tausend Fäden ausgezogen werden müssen, ehe du ein Hemde kriegst?

Dorchen. Ja wohl! ja wohl! Ach! wie viel hundertmal muß ich nicht ausziehen, treten, den Finger naß machen, den Faden drehen, an demselben auf und niederfahren, ehe eine Elle fertig wird.

Vater. Was ist denn aber das Zeug, Moritz! was sie da so spinnen?

Moritz. J! das würd' ich ja wissen? Flachs ist es.

Vater. Flachs also. Nun denke nach, was der Flachs ist? Wo wir den herkriegen? Was er gewesen ist, und wie viel dazu gehört, ehe wir daraus ein Hemde kriegen.

Morgen will ich weiter erzählen.

LII.

LII.

Fortsetzung des ein und funfzigsten Stücks.

Mutter. Ja! ja! mein lieber Moritz! merkst du nun nach gerade, daß du aus dem Flachse Hemden kriegst?

Moritz. Ja! bestes Mütterchen. Ich kann mich aber doch noch nicht so recht daraus finden.

Mutter. O! das glaubst du gar nicht, Moritz! was alles dazu gehört, ehe der Flachs so weit kömmt, daß er nur erst Flachs ist, und wie viele Arbeit dazu erfordert wird, ehe wir zum Hemde kommen?

Das werde ich denn wohl am besten erzählen können.

Dorchen. O! das thue doch, liebe Mutter! Das weiß ich selbst noch nicht alles.

Mutter. Wo kömmt denn der Flachs her?

Dorchen. J! der wächst auf dem Acker. Den hab' ich gesehen. Du gehst ja immer heraus, Mutter! wenn er gesäet ist, und sagst: ich muß zusehen, ob er schon blühet.

Mutter. Der Flachs wird nicht gesäet, mein Kind! sondern der Saamen des Flachses. Der heißt Lein.

Das sind die braunen Körner, die ausgesäet werden. Daraus wächst der Flachs.

Wo mag aber der Saame dazu herkommen?

Dorchen. Den bringt ja der Flachs wieder mit.

Mutter. Oben in den Knoten, die nach der Blüthe sich setzen. Darinn ist der Saame wieder zu der folgenden Flachsärnte.

Vater. Und so vom Anfang der Welt her, da sich zuerst die Erde auf Gottes Willen mit allen Kräutern, als auch mit Flachs, besaamte.

Dieser Flachs heißt eigentlich die Leinpflanze.

Mutter. Ist der Lein gesäet; so wächst er ordentlich zu einer Pflanze auf, die lange Stängel hat. Dann blühet er, und setzt Knoten. Wenn er nun reif ist: so wird er nicht geschnitten, nicht gemähet, sondern gezogen.

Dorchen. Warum denn das?

Mutter. Weil sonst viel am Stängel würde in der Erde stehen bleiben, das doch noch sehr gut zu gebrauchen ist.

Hast du wohl vor den Thüren die vielen Knoten auf den Laken in der Sonne liegen gesehen?

Dorchen. O ja! besonders auf dem Lande.

Mutter. Das sind die Flachsknoten. Wenn der Flachs gezogen ist; so machen sie ihn in Bündel oder Garben. Diese werden eingefahren, und wenn sie noch frisch sind; so werden die Knoten abgestreift. Dazu hat man ein Rad mit Zacken; hier zu Lande aber einen

langen

langen Balken. In demselben sind an drey oder vier verschiedenen Orten, vier bis fünf, wohl einer Hand lange eiserne Spitzen eingeschlagen, die nur so weit von einander stehen, daß ein Flachsstängel durchgehen kann.

Vor jeden Kamm — so heißen die eisernen Spitzen — tritt einer vor, nimmt eine Hand voll Leinstängel, und schlägt sie durch den eisernen Kamm. So wie er sie nun nach sich zieht, so gehen hinten die Knoten ab, und fallen herunter.

Das heißt nach der Volkssprache: Reppeln, oder abstreifen.

Moritz. Das hab' ich noch nicht gesehen. Es gehört doch ganz viel dazu.

Mutter. Das denk' ich auch.

Diese Knoten werden nun getrocknet, und aufgehoben; hernach aber gedroschen, und gereiniget; so kömmt der Leinsaamen auf die Zukunft wieder heraus.

Dorchen. Ja! noch ist es aber doch kein Flachs.

Mutter. Ah! noch lange nicht. Nun geht die Flachsarbeit erst recht an.

Die Stängel, von denen die Knoten abgestreift sind, werden in Bündel zusammengebunden, und kommen in die Rotte.

Moritz. Was ist das Rotte?

Mutter. Sie werden vors Thor nach dem Wasser gefahren. Da werden sie mit Pfählen im Wasser festgeschlagen, und mit Triebsande beschüttet, daß sie feste liegen. Das Wasser muß völlig drüber weggehen.

Da liegen sie vier bis fünf Tage, auch länger, nachdem das Wasser ist. Hier müssen sie weich werden oder rotten. Das ist faulen, damit die inwendigen holzichten Theile abgehen.

Dorchen. Das ist wohl das Rottewasser, wie die Leute sagen?

Mut-

Mutter. Ja! das ist es. Das hat zu der Zeit einen üblen Geruch, und es sterben viel Fische davon.

Kömmt zu der Zeit ein Gewitter, daß das Wasser groß wird, und die Flachslager aufreißt; so fließt es davon, und die Leute haben großen Schaden.

LIII.

Fortsetzung des zwey und funfzigsten Stücks.

Dorchen. Wie denn nun weiter, liebe Mutter?

Mutter. Wenn es aus der Rotte kömmt; so wirds aufgestukt, und getrocknet.

Dorchen. Aha! das sind die grauen Stücken, die so auf dem Anger herumstehen?

Mutter. Ganz recht.

Wenn sie trocken sind, werden sie wieder in die Stadt gefahren, und, wie die Leute sprechen, gebóhnt, oder mit hólzernen Schlägeln auf den Steinen vor den Thüren weichgeklopft, damit sich der Bast von den inwendigen Theilen lóst. Das ist schon die Vorbereitung zur Brake, oder Breche.

Das ist eine ordentliche Musik, und geht: Pump de Pump! Auf den Dórfern von des Abends an, ófters die halbe Nacht, daß es eine Lust anzuhóren ist, wie der Fleiß da arbeitet.

Dorchen. Ist er denn nun fertig?

Mutter. Noch lange nicht.

Nun wird er erst oft in die Sonne getragen, und dann unter die Breche gebracht. Das ist eine hólzerne Bank mit Riefen, in welche von oben ein anderes Bret mit Riefen auf der scharfen Kante eintritt. Wie eine Futterlade, worauf Heckerling geschnitten wird.

Da-

Dazwischen wird der Flachs gelegt, und mit dem Brete von oben immer drauf geschlagen, daß es geht: Brek de Brek. Da wird er denn noch weicher gequetscht, daß alle Hülsen und Schalen abgehen, und sich die Fäden, woraus der ganze Flachsstängel besteht, von einander abgeben.

Ist das geschehen; so kömmt er unter die Schwinge. Das ist ein breites abgeschärftes kurzes Bret, mit einem Handgriff. Mit der Schärfe desselben wird immer an dem Flachse heruntergeschlagen, den man in der linken Hand, Bündelweise, hält; und das so lange, bis keine schebichten Theile mehr herausfliegen.

Nachher wird er grob gehechelt, und in Flechten gedrehet. Von diesen Flechten werden so viel zusammengelegt, als ein gewisses Gewicht ausmachen, wornach er verkauft

wird. Z. E. eilf Pfund: das heißt denn ein halber Stein Flachs.

Dorchen. Den kann man doch noch nicht spinnen?

Mutter. Bald, bald wird es so weit seyn.

Soll er nun zum Spinnen zurechte gemacht werden; so wird er erst mit Schabeisen, auf einem hölzernen mit Leder überzogenen Bocke geribbet, oder geschabt, damit alle Fäden des Stängels noch weicher werden, und sich theilen.

Dann wird er gehechelt, oder durch viele kurze eiserne Spitzen, die wie die Nähnadeln in die Höhe stehen, gezogen. Dadurch geht alles Grobe heraus. Das heißt die Hede, oder das Werg.

Alsdann wird er mit den Fäusten genudelt, wodurch er immer mehr aufgelöst wird.

Hier-

Hierauf wird er noch einigemal durch die feine Hechel gezogen, so fein, als ihn einer haben will.

Und nun ist er zum Spinnen fertig. Die geriebenen und gehechelten Flechten werden wieder in Hucken zusammengedrehet. Etliche von diesen Hucken werden auf dem Schooße ganz zart aus einander gebreitet.

Das hast du doch schon oft gesehen. Dieser ganz gereinigte Flachs wird um den Oberwocken gewunden, und ein Band herumgezogen.

Das heißt die Dieße. Aus derselben wird der Faden auf die Spille gezogen, und etliche Schock davon gesponnen. Dann wird er abgehaspelt, und dies heißt Garn. Das Garn kömmt in Ellen, wird gekocht, und zum Leinweber getragen.

Vater. Nun, sprich, Moritz! ob diese Flachsschule so geringe sey, wie du dir vorgestellt hast?

Moritz. Nein! das hätt' ich nimmermehr gedacht.

Mutter. Nun stelle dir noch erst vor: was der Leinweber thun muß.

Der muß das Garn, wie es heißt: scheeren, spulen, aufziehen; hernach aber, wenn er durch den Aufzug die Spule schießt, mit dem Kamme, oder dem großen Instrument, durch welches zwischen Rohr Faden bey Faden geht, den durchgeschossenen Faden, dicht anschlagen. Sonst wird die Leinwand nicht dichte. Das heißt der Einschlag.

Vater. Wie künstlich ist der Weberstuhl dazu eingerichtet? Wie manchen Tritt und Schlag kostet es, ehe die Fäden so zusammenkommen? Von da gehts in die Bleiche, wie du schon gehört hast. Wie viele

Hän-

Hände sind dabey von Morgen bis an den Abend beschäftiget? Wie viele Eimer Wasser werden darauf versprenget? Wie oft muß es die Sonne bescheinen, ehe es weiß wird.

Mutter. Von der Bleiche wirds in zusammengewickelten Rollen nach der Stadt gebracht.

Und daraus werden denn erst Hemden geschnitten. Diese kosten auch noch manchen Stich und Zwirnfaden, ehe sie fertig werden.

Sind sie genähet und fertig gemacht; so werden sie gewaschen, getrocknet, gerollt, und angezogen.

Und so ist es auch mit deinem Hemde gegangen.

Vater. Holla! Holla! mein guter Moritz! Wie stehts nun?

Begreifst du nun, wie viel dazu gehört, ehe wir ein Hemde kriegen?

Und wenn denn die Leinwand so verbraucht, und abgetragen ist, daß alles in Lumpen aus einander hängt: weißt du wohl, wozu sie denn doch noch zu gebrauchen ist?

Moritz. J! denn wirft man sie weg.

Vater. Mit nichten. Dann kommen die Lumpen auf die Papiermühle, und es wird Papier daraus gemacht.

So nützlich ist die Leinpflanze, oder der Flachs!

Vergiß es ja nicht, wie viel dazu gehört, ehe wir ein Hemde kriegen!

Das ist unser erstes, wenn wir geboren werden, und unser letztes, wenn wir begraben werden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goeze, Johann August Ephraim, 1731-1793

Zeitvertreib und Unterricht für Kinder ... in kleinen Geschichten, Gesprä
chen und Erzählungen

Bd.: 5

Leipzig 1785

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.515(5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301620-5
VD18 80181864-001